

# Stern der Neger.

Katholische Missions-Zeitschrift.

• • Herausgegeben von der Gesellschaft der „Söhne des hlt. Herzens Jesu“. • •  
Erscheint monatlich 32 Seiten stark. — Preis ganzjährig 3 K = 3 Mk. = 4 Frcs.

Nr. 9.

September 1903.

VI. Jahrg.

## Inhalt:

	Seite		Seite
Papst Pius X.	257	Bluttaufe. — Ein großes Opfer. — Urteil eines heidnischen Kaffern über eine gemischte Ehe	271
Unsere Effekten-Lotterie	258	Am Martyrpfahl	242
Kurze Uebersicht über das Wirken der Söhne des hlt. Herzens Jesu in der zentralafrikan. Mission im Jahre 1902	260	Verschiedenes: Echo aus Afrika. — Kleine Afrika-Bibliothek. — Die Obwenplage in Afrika. — Das Telephon in Abessinien. — Der große Wildmann in Schellal. — Wie verhängnisvoll zc. — Zeige, daß du Mutter bist. — Ein Teufelsfest. — Eine Bitte.	283
Aus Seluan	263	Gebetserhörungen und Empfehlungen	288
Die Missionsstation von Assuan	265	<b>Abbildungen:</b>	
Aus Afrika	266	Gott segne unsere Wohltäter! — Neger im Zweikampfe. — Häusergruppe in Suakim. — Suakim vom Meer aus gesehen. — Ein schwarzer Offizier mit seiner Frau. — Wildampfer.	
Von Kairo nach Suakim	268		
Aus dem Missionsleben: Das Stapulier unserer lieben Frau vom Berge Karmel und die Unfälle des Teufels. — Teufliche Ansechtung und Zaubereien. — Mutter und Kind. — Die Macht der Gnade. — Eine wunderbare Bekehrung. — Orote. — Allerliebstes Briefchen einer Christin. — Eine			





## Katholische Missions-Zeitschrift.

Nr. 9.

September 1903.

VI. Jahrg.

# Papst Pius X.

Unser neuer Heiliger Vater, Papst Pius X., vorher Josef Sarto, ist am 2. Juni 1835 zu Riese in der Diözese Treviso geboren als Sohn einfacher Landleute. Er studierte Theologie in Padua und wirkte nach der Priesterweihe zunächst in Castelfranko, dann als Pfarrer in Tombolo und später in Salzano. Er wurde Domherr und dann Generalvikar in Treviso. Am 10. November 1884 wurde er zum Bischof in Mantua präkonisiert und am 15. Juni 1893 zum Patriarchen von Venedig ernannt, nachdem er schon drei Tage vorher zum Kardinal kreiert worden war. Am 4. August d. J. wurde er im Konklave zu Rom zum Papst erwählt und am 9. August in der Peterskirche feierlich gekrönt.

Begleitet von der Liebe der katholischen Christenheit und von der Verehrung der gesamten Welt, besteigt der neue Heilige Vater den ehrwürdigsten aller Throne auf Erden. Wir vereinigen uns mit den Katholiken aller Nationen der Welt und nähern uns ihm als dem Nachfolger des hl. Petrus und sichtbarem Oberhaupte der Kirche Christi mit kindlichem Vertrauen, huldigen ihm mit aufrichtigem Gehorsam und bitten den gütigen Gott, er möge ihn bei der Ausübung seines obersten Hirtenamtes mit seinem reichen Segen begleiten.

## Unsere Effekten-Lotterie.\*)

Die Kongregation der Söhne des heiligen Herzens Jesu für die Mission von Zentral-Afrika hat vor acht Jahren in Mühland bei Brixen ein Missionshaus zur Heranbildung von Ordensmissionären für ihre Mission eröffnet.

Das Haus ist erst zum Teile gebaut, beherbergt an 80 Personen, Studierende der Theologie und des Gymnasiums, welche ausnahmslos auf ausschließliche Kosten des Hauses erhalten werden müssen, und ist dazu noch mit einer Bauschuld von 100.000 Kronen belastet. Dabei besitzt das Haus keinen Heller Kapital oder Fond und ist ganz und gar auf milde Gaben angewiesen, die eine und zwar die einzige zufällige und gänzlich unzureichende Einnahme bilden. Dieser Zustand bringt für die Vorsteherung des Hauses viele Sorgen und Kummer mit sich und ist auf die Dauer unhaltbar.

Um nun die Schulden zu tilgen und Mittel zum Unterhalte und Ausbau des Hauses zu beschaffen, veranstalten wir mit behördlicher Bewilligung eine Effekten-Lotterie.

Diese Lotterie enthält 250.000 Lose mit 25.000 Treffern bestehend in Gold- und Silbersachen, Pendel- und Taschenuhren, Möbeln, Luxus- und Gebrauchsgegenständen, Büchern, Bildern usw. im Gesamtwert von 200.000 Kronen. Den ersten Treffer bestehend in einem prachtvollen und kostbaren Tafelservice aus Silber für 12 Personen spendete seine Majestät Kaiser Franz Josef I.

\*) Dieser Aufruf ist als Einzelabdruck in beliebiger Anzahl gratis zu haben zum Zwecke der Propaganda für unsere Lotterie.

Jedes Los kostet 1 Krone. Ziehung am 15. Dezember 1903.

Es handelt sich um eine echt katholische Sache, um die Heranbildung von seeleneifrigen Missionären für die armen, verlassenen, heilsbedürftigen Neger in Zentral-Afrika. Die Befehrung dieser Neger ist an erster Stelle eine Frage der verfügbaren Anzahl von Missionären. Hunderte, ja Tausende von opferfreudigen Missionären wären notwendig, um den Negern der ausgedehnten und großenteils noch unerforschten Länderflächen Zentral-Afrika's erfolgreich zu Hilfe zu kommen und ihnen die Früchte der Erlösung Jesu Christi zu bringen. Diese Missionäre müssen zuerst herangebildet werden, und dies kostet Geld und viel Geld.

Im Namen des heiligsten Herzens Jesu, das nach den Seelen der Neger Zentral-Afrika's dürstet, bitten wir, diese unsere heilige Missionsfache zu

unterstützen und uns Lose abzukufen. Wer Lose kauft, hilft unserem armen Missionshause, trägt zur Heranbildung guter Missionäre bei, unterstützt das afrikanische Missionswerk, fördert die Befehrung der Neger, tut ein verdienstvolles und dem hlft. Herzen Jesu besonders wohlgefälliges Werk leiblicher und geistlicher Barmherzigkeit, das ihm Segen bringt, und sichert sich die Anteilnahme an den Gebeten und guten Werken der Söhne des hlft. Herzens Jesu und ihrer neubefehrten Negerchristen.

Wir bitten recht herzlich um Schenkung von Effekten und Kauf von Lose.



Also kauft Loſe, je eher und je mehr deſto beſſer. Dies kann geſchehen:

1. Indem man mit Poſtanweiſung oder ein- geſchriebenem Brief den Betrag für die gewünschte Anzahl Loſe (ein Loſ eine Krone) einſendet, worauf wir die Loſe ſofort poſtfrei zuſchicken werden.

2. Indem man uns auf einer Poſtkarte ſchreibt,

wie viel Loſe man wünſcht; alsdann werden wir die Loſe nebst einem Poſterlagſchein in frankierten Kouverte zuſenden, und mittelſt des Erlagſcheines kann dann die koſtloſe Einſendung des Be- trages erfolgen.

Zugleich bitten wir um Bekanntgabe von Adreſſen ſolcher Perſonen, die den Verkauf und Vertrieb der Loſe unentgeltlich oder gegen

## MISSIONS-LOTTERIE

deren Reinertrag zur Schaffung eines Betriebsfonds für das Miſſionshaus in Milland bei Brixen und zur Heranbildung von Miſſionären für die unter dem Allerhöchſten Protektorate

Sr. k. u. k. Apoſtoliſchen Majestät Kaiſer Franz Joſef I.  
ſtehende Miſſion von Zentral-Afrika dient.

Preis 1 Krone. \* **LOS** \* Nr. \_\_\_\_\_

Bewilligt mit hohem Finanzminiſterial-Erlass vom 14. Mai 1902, Zahl 32,538, mit 250.000 Loſen.  
Gewinne in Geld, Geldeffekten und Monopol-Gegenständen ausgeſchloſſen.

Die in Effekten beſtehenden Gewinne dürfen von der Unternehmung in Geld nicht abgelöst werden.

25.000 Gewinne. Gesamtwert der Gewinne

**200.000 Kronen.**

Ziehung am 15. Dezember 1903.

Zuſchriften ſind an das Miſſionshaus in Milland bei Brixen (Tirol) zu richten.



mäßige Entſchädigung übernehmen wollen.

Irdischen und himmlischen Gotteslohn wünſchen allen Förderern und Teilnehmern der Lotterie.

Die Söhne des hl. Herzens Jeſu,  
Miſſionäre für Zentral-Afrika.

Miſſionshaus Milland bei Brixen (Tirol).

Effekten können auch abgegeben werden und Loſe ſind zu haben bei den nachbenannten Adreſſen der St. Petrus Klaver-Sodalität: Salz- burg, Dreifaltigkeitsgaſſe 12. — Wien I, Bäcker- ſtraße 20. — Trieſt, via Sanità 9. — Innsbruck, Uni- verſitätsſtraße 3. — Krakau, Starowislna 3! — Prag VI, 33. — Bozen, Obſtmarkt 16, II. Stock.

## Kurze Übersicht über das Wirken der Söhne des hl. Herzens Jesu in der zentralafrikanischen Mission im Jahre 1902.

Wir fühlen uns verpflichtet, unseren verehrten Freunden und Wohltätern zugleich mit dem Ausdrucke des lebhaftesten Dankes eine kurze Darlegung der hauptsächlichsten Früchte zu überreichen, welche unsere Missionäre auch im verfloffenen Jahre mit der Gnade Gottes und edelmütigen Gaben haben erlangen können.

Was unsere Dankbarkeit anbelangt, so dürfen wir gewiß bekennen, daß wir sie so lebendig im Herzen tragen, wie sie Worte hinlänglich auszudrücken nimmermehr imstande sind. Darum ist es uns aber wenigstens eine höchst willkommene Gelegenheit, allen Freunden und Wohltätern unserer Mission versichern zu dürfen, daß wir ohne Unterlaß beschäftigt sind, für sie zu beten und daß ihr Geist des Seeleneifers und der Nächstenliebe sie in einer Weise mit dem Wirken der Missionäre verknüpft, daß deren Verdienste ihre Verdienste und deren Lohn ihr Lohn sein wird.

Wollen wir nun die erzielten Fortschritte dieses Jahres in einigen wenigen großen Zügen skizzieren, so stellt sich uns zunächst jene Station dar, welche wir in der Hauptstadt des Sudan selbst haben. Bis in die letzten Monate hinein war diese Station der Hauptsache nach nur auf Omderman beschränkt, wo unsere Missionäre zur Zeit noch in einer Gruppe alter Hütten, von denen eine zur Kirche umgewandelt ist, ihren Aufenthalt haben. Die Missionäre haben hier durch die Seelsorge der Christen und die Erziehung der Jugend, welche eben sehr zahlreich unseren Schulen zufließt, nennenswerte Erfolge zu verzeichnen. Außerdem sind die Missionäre dieser Station auch außerordentlich viel damit beschäftigt, den in der ganzen Umgegend zerstreuten Christen die notwendige geistige und soweit angängig, auch leibliche Hilfe zukommen zu lassen. Seit kurzer Zeit sodann haben wir uns infolge des fortschreitenden, raschen Aufblühens von Chartum in die Notwendigkeit versetzt gesehen, auch hier eine Kapelle wieder zu errichten. Hoffen und beten wir, auf daß die göttliche Vorsehung uns zu Hilfe kommt und wir bald imstande sind, in Chartum eine große Station zu errichten, wie es sich für eine Stadt geziemt, die da bestimmt ist, der Brennpunkt Zentral-Afrikas zu werden.

Ziehen wir von Chartum auf der linken Seite des Nil stromaufwärts, so gelangen wir nach Lul,

dem bis jetzt noch am weitesten vorgeschobenen Posten unserer Mission. Auch hier haben wir die Freude, feststellen zu können, daß der Fortgang der Missionierung überaus trostverheißend ist. Freilich muß man den Wahn, der noch vielfach herrscht, ablegen, als ob der Missionär nur zu kommen brauche, um auch alsbald dem Neger das Taufwasser über den Kopf zu gießen. Wenn man bedenkt, wie schwierig und mühevoll es ist, einen zivilisierten Menschen, welcher — sagen wir z. B. nur dem roten Gespenste der Sozialdemokratie — zum Opfer gefallen ist, wieder in das richtige Geleise zu bringen, so kann man daraus vielleicht in etwa abnehmen, was es heißen will, einen unter das Tier versunkenen und verkommenen Heiden auf die ihm als Mensch und Christ zukommende Kulturstufe emporzuheben. In der Tat, der Neger muß erst wieder zum Menschen um- und ausgestaltet werden, soll er anders auf die Sonnenhöhe des Christentums sich erschwingen können. Wie verbohrt übrigens diese Neger sind, nicht nur in unsittlichen Anschauungen, welche von vornherein der menschlichen Leidenschaft schmeicheln, sondern auch in wahnwitzige religiöse Vorstellungen — davon aus den neuesten Nachrichten aus Lul nur ein kleines Beispiel.

P. Banholzer unterhält sich eines Abends im Hofe der Station mit einer Schar junger Schilluk. Man spricht von der Jagd und ähnlichen Dingen. Dabei rühmt sich ein junger Jäger, absolut sicher zu sein gegen Stoß und Schuß, weil er ein Amulett trage, das er für 4 Mark in einem fremden Lande einem großen Heiligen abgekauft habe. Der Pater suchte ihm nun auf alle mögliche Weise klar zu machen, daß dieses Stückchen Papier doch unmöglich eine solche Kraft in sich tragen könne. Aber der Schilluk ließ sich durch keine Vernunftgründe überzeugen. „Wohlan,“ sagte der Pater jetzt, „wenn wirklich das Amulett dich kugelsicher machen kann, so muß es doch jedenfalls zuerst sich selbst zu schützen vermögen. Hänge es dort an den Baum. Ich werde nach ihm schießen und wenn es unverletzt bleibt, so bekommst du von mir obendrein noch ein schönes Geschenk.“ Aber der Schilluk war überhaupt nicht dazu zu bringen, den Feszen Papier vom Hals zu nehmen. Er war bombenfest überzeugt, daß dies Ding ihn

vor jeder Kugel schützen müsse, weil er es in einem fernem Lande von einem großen Heiligen um die Kleinigkeit von 4 (!) Mark gekauft hatte.

Gleichwohl ebnet sich — Gott sei Dank! — der Weg zum erhabenen Ziele, das die Missionäre verfolgen — in Lul von Tag zu Tag immer mehr und mehr. Bereits ist die Hauptsache eines gedeihlichen Fortschrittes geschehen. Die Missionäre haben sich nämlich die Liebe und Hochachtung aller gewonnen. Und jetzt, da sie sich verhältnismäßig schon sehr gut in der Sprache zurechtfinden, werden die gegenseitigen Beziehungen immer enger und freundschaftlicher. Der Sultan des Landes hat sie zu wiederholtenmalen persönlich besucht und seine Hochachtung und Zuneigung durch verschiedene Ehrenbezeugungen an den Tag gelegt. Ebenso hat er ihnen das feste Versprechen gegeben, selbst darauf sehen zu wollen, daß auch die Kinder der Umgebung nach Lul in die Schule gingen.

Leider kann dem Verlangen der etwas weiter entfernt liegenden Dörfer nach Missionären wegen Mangel an den hierzu erforderlichen Mittel bis jetzt noch nicht entsprochen werden. Zwar tun die Unserigen, was in ihren Kräften steht, sie machen Reisen dahin, wählen günstige Plätze für zukünftige Stationen aus, geben das Versprechen, sobald als möglich Missionäre zu senden und — müssen blutenden Herzens die das Heil erwartenden Seelen schmachten lassen. O, wie tief empfindet man da den schmerzreichen Inhalt jener Worte, mit welchen der Jünger vor der wunderbaren Brotvermehrung dem Meister die fragende Antwort gab: „Was ist das für soviele?“

Rehren wir nach Norden zurück, so treffen wir an der Grenze Agyptens unsere Missionsstation Assuan. Auch hier haben unsere Missionäre ihre eifrige Tätigkeit entfaltet. Die Seelsorge Assuans umfaßt nämlich zwei große Zweige. Einerseits müssen nämlich die Patres ihr Auge den großen eingeanderten Arbeiterkolonien — ein Gemisch aus allen Nationalitäten Europas, — die sich in der ganzen Umgegend infolge der großen Nilsarbeiten angesiedelt haben, zuwenden und wenigstens auf deren geistiges Wohl bedacht sein, andererseits erfordert aber auch der ständige Fluß im Leben der schwarzen Eingeborenen und Einwanderer eine unermüdete Regsamkeit.

In Agypten selbst findet sich in der Nähe der mohammedanischen Weltstadt Kairo unsere Negerkolonie „Antiflaverei“ in Gesira. Wenngleich die Schwarzen nach der Wiedereröffnung des Sudan zum größten Teile in ihre Heimat zurückgekehrt sind und die Kolonie daher nicht mehr so zahlreich sein

kann wie früher, so haben dennoch — verschiedene Familien nicht mitgerechnet — fortwährend mehr als sechzig Neger und Negerinnen die geistige und leibliche Hilfe unserer Missionäre in Anspruch genommen.

Neben Gesira müssen wir noch auf zwei andere ägyptische Stationen hinweisen: nämlich auf Kairo und Heluan. In Kairo erstreckt sich die Tätigkeit der Unserigen hauptsächlich auf eine Kirche und ein Spital. In Heluan haben wir außer einer großen Kirche auch Schulen zu versehen, welche auch in diesem Jahre als blühend bezeichnet werden müssen. Wie in Assuan, umfaßt auch in Kairo und Heluan, die Seelsorge Einheimische und Europäer. Um dem verehrten Leser wenigstens zu zeigen, wie eine solche gemischte Pfarrgemeinde aussieht, sei einiges aus dem letzten Berichte von Heluan angeführt.

Europäische Katholiken, Russen, Polen, Deutsche, Engländer, Italiener, Franzosen, arme Neger, welche hierher gekommen sind, um sich während der Zeit des Fremdenverkehrs irgend etwas zu verdienen und welche oft in glaubens- und gewissenlosen Familien zu dienen gezwungen sind, haben gar sehr das Bedürfnis, sie und da den Priester zu sprechen, um wiederum gestärkt und getröstet zu werden.

Während dieser ganzen Zeit hatten wir den Trost, unsere Kirche mehr denn je besucht zu sehen. Sonn- und Feiertags war sie geradezu vollgepfropft, sodaß wir besonders während der heiligen Fastenzeit noch Stühle herbeischaffen und jeden leeren Raum zwischen den Bänken besetzen lassen mußten. Unsere Hauptbeschäftigung ist in jenen Monaten immer der Krankenbesuch und die Auspendung der heiligen Sakramente. Außerdem erweisen wir den Fremden, die des Landes unkundig sind, immer eine Reihe Gefälligkeiten und Liebesbezeugungen, welche geeignet sind, Vertrauen zu uns zu wecken und uns damit zugleich auch den Weg in die Häuser und zu den Herzen der armen Leidenden zu eröffnen.

Doch die Jahreszeit des großen Fremdenverkehrs hält nicht allzulange an. Sie endigt bereits im April, wenn nämlich die Wüste ihre glühenden Winde, Kasmin genannt, heraussendet. Dann werden die Scharen der Europäer lichter. Bald haben auch die letzten Europäer uns wieder verlassen.

Unsere erste Arbeit und zwar auch jene, aus welcher wir die schönsten Früchte ziehen, geht dann fast ganz in der Schule auf, die auch während des Winters sehr zahlreich besucht ist. Das „Schulhalten“ bringt hier allerdings auch seinen Kummer und Verdruß mit sich. Abgesehen nämlich davon, daß der Unterricht in diesem Lande schon an und für sich sehr dornenvoll ist, müssen wir auch noch

mit ungläubigen, protestantischen und muselmanischen Schulen den Kampf aufnehmen, die rings um uns herum aufsprossen und die größtmögliche Schülerzahl aufzuweisen suchen.

Aber, Gott sei Dank! — Unsere Schule machte von ihrer Gründung an bis jetzt beständig Fortschritte; und während unsere Gegner im ganzen wohl kaum 15 oder 20 Zöglinge zählen, haben wir jedes Jahr deren gegen 200. Der große Andrang zu unseren Schulen hatte uns letztes Jahr sogar einmal in große Verlegenheit gesetzt. Wir hatten nämlich keinen Platz mehr, um alle Angemeldeten aufnehmen zu können. Alles war zu klein und zu primitiv.

Hier ist es mir eine liebe Pflicht, der Nächstenliebe, der besseren Gesellschaft Helwans und dem guten Geiste unserer ehemaligen Zöglinge alles Lob und volle Anerkennung zu zollen. Kaum hatten diese unsere Not erfahren, als sie durch eine Festlichkeit, gegeben auf dem Theater des Kasinos und durch freiwillige Einzelspenden uns soweit mit Mitteln versorgten, daß wir ein neues Schulhaus erbauen und das alte in eine Waisenanstalt umwandeln konnten. Hier unterhalten wir über 40 Knaben, deren Hälfte von deutschen Eltern und von solchen anderer europäischer Nationen stammt.

Wer diese Länder und die Gefahren kennt, welchen sich selbst überlassene Kinder ausgesetzt sind, weiß abzuschätzen, wie wertvoll gerade auch dieses Werk ist.

Wir wollen, um uns nicht ganz in Einzelheiten zu verirren, aus diesem Berichte nur noch zwei Sätze hervorheben.

Es ist zwar wahr, daß uns noch manches fehlt. Das Schullokal will schon wieder zu klein werden; vieles andere würde ebenfalls sehr dringend eine Besserung erheischen, aber hoffen wir, daß — wie der Herr uns bisher beistand, er in seiner Barmherzigkeit auch in Zukunft auf diese armen, verlassen Kinder herniederschauen wird und uns die nötigen Mittel zufließen läßt, damit wir seiner Kirche eine möglichst große Schar gläubiger Kinder zuführen.

Ich möchte zum Schlusse noch gerne ein Ereignis anführen, welches unser Herz mit der größten Freude erfüllte: es war dies die Bekehrung einer ganzen europäischen Familie; doch davon ein andermal.

Auch die Anzahl der Tausen ist sehr zufriedenstellend. In einer Station allein hat sie die Zahl 360 bereits überstiegen. Unter den Getauften befinden sich solche — und zwar Kinder und Erwachsene, die unmittelbar nach Empfang dieses heiligen Sakramentes ihre im Blute des Lammes gewaschene Seele makellos in die Hände des Schöpfers zurück-

gaben. Sie sind dadurch sofort in die ewige Herrlichkeit des Himmels eingegangen, bewußt, daß sie dieses Glück neben der Gnade Gottes nur dem Edelmut der Wohlthäter unserer Mission zu verdanken haben. Es sind nun Heilige am Throne Gottes und als solche wollen, können und müssen sie die Schützer und Fürsprecher derjenigen sein, welche durch die Spenden an die Mission ihre Taufe bewerkstelligt haben.

Wir wollten nur wie im Vorbeigehen auf unsere Erfolge hinweisen. Wer die Geschichte, namentlich die jüngste Vergangenheit und die besonderen Umstände unserer Mission vor Augen hat, wird mit uns wohl die Überzeugung hegen, daß die bereits erzielten Resultate ein Trost für uns bilden können. Wir dürfen uns gewiß mit heiliger Freude rühmen, daß unsere Mission zu den schwierigsten auf der ganzen Welt zählt und daß unsere Missionäre in Zentral-Afrika in jeder Hinsicht dem Opfer ausgesetzt sind — dem Opfer eines mörderischen Klimas, dem Opfer namenloser Entbehrungen, dem Opfer der vollkommenen Abgeschiedenheit von der zivilisierten Welt, dem Opfer, nur zu häufig in ein gewisses Barbarentum hinabsteigen zu müssen, um wenigstens ein Entgegenkommen auf Seiten der verwilderten Völker zu finden! Und doch! Inmitten eines solchen Opferlebens haben auch sie ihre Tröstungen, Tröstungen, welche eigentlich nur von dem richtig abgeschätzt werden können, der die Gnade besitzt, sie selbst zu verkosten.

Ein Missionär, der dort unten im Herzen Afrikas sein Zelt aufschlägt, Tausende von Kilometern von anderen Stationen entfernt, der einen Altar errichtet und dem höchsten Herrn das göttliche Opfer darbringt, welchen Trost empfindet er nicht schon bei dem Gedanken, daß, wenn er nicht gegangen wäre, um im Namen des einzig wahren Gottes von jener Gegend Besitz zu ergreifen, diese noch unter dem tyrannischen Sklavenjoch Satans schmachten würde.

Ein Missionär, welcher das Samenkorn des göttlichen Wortes in jene entlegenen, noch unbebauten Länder trägt und die Erde mit seinem Schweiße der härtesten Arbeiten besudelt und befruchtet, welchen Trost sollte er nicht empfinden bei dem Gedanken, daß, wenn er nicht gekommen wäre, zu jäten und zu säen, dieses Land in geistiger und materieller Hinsicht noch brach und unfruchtbar läge!

Ein Missionär und sollte er auch nur über das Haupt eines sterbenden Kindes das Wasser des Heiles gießen dürfen, welchen Trost sollte er nicht empfinden bei dem Gedanken, daß — wenn er nicht dem göttlichen Rufe Folge geleistet hätte, der ihn

zur Mission bestimmte, jenes Kind aller Wahrscheinlichkeit nach nicht sich hätte retten können und ewig der Anschauung Gottes beraubt gelieben wäre.

Zum Schluß bringen wir noch einmal allen unsern verehrten Gönnern und Wohlthätern die Gefühle des innigsten Dankes zum Ausdruck. Läßt uns die

Milbtätigkeit dieser edlen Seelen nicht im Stich, wovon wir sicher überzeugt sind, so hoffen wir nächstens mit noch erfreulicheren Resultaten vor Sie hintreten zu können.

M. Colombaroli,

Generaloberer der Mission für Central-Afrika.

## Aus Heluan.

Heluan, welches, wie dem Leser aus früheren Berichten bekannt ist, mitten in der Wüste liegt und von dem Besucher in dreiviertelstündiger Eisenbahnfahrt von Kairo aus erreicht werden kann, ist einer der lieblichsten und gesündesten Aufenthaltsorte von ganz Ägypten. Das Klima hier selbst ist gewöhnlich trocken und milde; ganz besonders war dies sowohl im vergangenen als auch im laufenden Jahre der Fall. Während der Monate Januar, Februar und März hatten wir hier das schönste Wetter; die Temperatur schwankte zwischen 17 und 26 Grad Celsius; der Himmel war fast immer schön blau und auch der Wüstenwind störte uns wenig. Wie gewöhnlich, so kamen auch in diesem Jahre viele Kranke aus allen Nationen hierher. Alle Hotels und Pensionate waren überfüllt. Die armen, hier jedoch so glücklichen Klienten wurden nicht müde, dieses köstliche Klima zu loben und zu bewundern. Jeden Tag sah man, wie Patienten aller Art sich im Freien umherbewegten; sowohl Schwindsüchtige als auch solche, die von Nierenleiden oder Rheumatismus und allen möglichen Übeln geplagt waren, spazierten über die Straßen und ergingen sich, wenn möglich, auch außerhalb der Stadt, um in den Strahlen der wohlthätigen Sonne die ihrem schwachen Körper mangelnde Wärme zu ersetzen.

Man könnte aus dem Gesagten vielleicht schließen, daß Heluan nichts weiter sei als ein großes Hospital und folglich wenig bezaubernd auf seine Besucher wirken könne. Ersteres können wir freilich nicht ganz leugnen; doch, daß Heluan nicht ein reizender und angenehmer Aufenthaltsort sei, verneinen wir absolut. Großartige, prächtige Häuser flankieren die breiten und sauberen Straßen und die vielen Hotels geben ihnen, wie überall, ein reges Leben.

Zu selbst die mannigfaltigsten Karren und Wagen, auf denen die Diener ihre kranken Herrschaften spazieren fahren, haben etwas Romantisches an sich und tragen das ihrige zur Veränderung bei.

Während jedoch das gesunde Klima den Körper heilte, arbeiteten wir an der Genesung ihrer oft noch kränkeren Seele. Zudem war es auch für das zahlreiche Dienstpersonal, das aus Europäern, Russen, Polen, Deutschen, Franzosen, Engländern, Italienern und auch aus armen Negern besteht, von höchster Wichtigkeit, dann und wann einen seeleneifrigen Priester sprechen und mit ihm die Angelegenheiten der Seele nochmals in Ordnung bringen zu können. Zu unserer größten Freude war während dieser ganzen Zeit unsere Kirche recht eifrig besucht; besonders an Sonn- und Feiertagen und in der Fastenzeit war sie so überfüllt, daß auch die letzten Plätze zwischen und hinter den Bänken, sowie die Gänge keine leere Stelle mehr zeigten. So konnte denn fast unmöglich ein Wort des Predigers auf unfruchtbaren Boden fallen.

Eine unserer Hauptbeschäftigungen war auch der Krankenbesuch, um sie zu trösten, ihnen die heiligen Sakramente zu spenden und, wenn nötig, auf eine gute Sterbestunde vorzubereiten. Wir leisteten auch hier und da den Fremden und dem Dienstpersonal kleine Dienste; denn nicht selten kommt es vor, daß diese uns den Eingang zu den Häusern und auch zu den Herzen ihrer Herrschaften erleichtern.

Die Saison der Fremden dauert jedoch nicht lange. Gegen April, wenn die Wüste beginnt, nach allen Seiten hin ihre feurigen Winde (Kamsin) zu senden, verschwinden die Europäer einer nach dem andern.

Alsdann widmen wir uns mit ganz besonderem Eifer der Erziehung der Jugend. Unsere Schule ist

immer, selbst im Winter, fleißig besucht. Da gibts aber Arbeit! Ich rede garnicht von den Mühen, die das Unterrichten usm. mit sich bringt (obwohl auch das hier im heißen Afrika keine Kleinigkeit ist).

Andere Schwierigkeiten, weit größere, bieten sich uns: der Kampf mit den glaubenslosen protestantischen und muselmanischen Schulen, welche alle und jede ihr möglichstes tun, um die meisten Schüler zu bekommen.

Trotzdem hat unsere Schule, Gott sei Dank, noch immer Fortschritte gemacht und während jene nur 15—20 Schüler besaßen, hatten wir deren noch jedes Jahr gegen 200. Im vorigen Jahre waren sie sogar so zahlreich erschienen, daß wir nicht mehr wußten, wo wir sie alle unterbringen sollten. Doch zum größten Lobe der Einwohner Heluans und unserer ehemaligen Schüler muß ich bekennen, daß wir bald aus dieser Verlegenheit befreit wurden. Jene hatten nämlich, sobald sie unser Bedürfnis erkannt, ein Fest veranstaltet und den Erlös, sowie noch andere freiwillige Beiträge uns zukommen lassen. So konnten wir denn eine neue, größere Schule errichten und das alte Lokal als Waisenhaus benützen. Wir haben jetzt in demselben 45 Knaben, von denen die Hälfte arme Waisen aus Österreich, Italien und anderen Nationen sind. Wer bedenkt, wievielen Gefahren heutzutage die Jugend ausgesetzt ist und daß das, was überall, hier noch ganz besonders gilt, der wird leicht die große Wichtigkeit unserer Arbeiten einsehen!

Es ist wahr, der liebe Gott hat uns noch nie verlassen und wird es auch ferner nicht tun; da wir aber über so kärgliche Mittel verfügen, geht unser Werk nur langsam voran. Viel mehr noch könnten wir zur Ehre Gottes und zum Heile unsterblicher Seelen tun, wenn wir die Mittel hätten, über welche die Andersgläubigen verfügen können. Unsere Zöglinge sind im allgemeinen gelehrig, fromm und bescheiden. Sie geben uns die schönsten Hoffnungen. So oft sie irgendwelcher öffentlichen Festlichkeit, wie z. B. der Fronleichnamsprozession oder den Preisverteilungen beiwohnten, wurden sie von allen, selbst von den Mohammedanern, wegen ihrer Bescheidenheit und Fröhlichkeit, die sie mit derselben zu verbinden wußten, gelobt. Das Haus, das wir neuerdings für die Schulen errichtet, ist schon wieder zu klein geworden! Noch viele andere Sachen fehlen entweder ganz oder müßten doch durch andere, bessere, ersetzt werden.

Wie in allen öffentlichen Schulen Ägyptens, so fallen auch unsere Schulferien in die heiße Jahreszeit und beginnen bereits am 1. Juli. Gott gebe, daß dieselben heuer einen besseren Verlauf nehmen, als dies im verflossenen Jahre der Fall war. Kaum hatten wir nämlich im letzten Sommer unsere Schule geschlossen und mehrere unserer Waisen zur Erholung auf die Negerkolonie Gesira geschickt, da brach in Ägypten die Cholera aus. Wir hofften, daß Heluan wegen seiner vorzüglichen Lage davon verschont bleiben würde und wirklich ging es für einige Zeit gut. Die englischen Soldaten kamen vielfach hierher und schlugen rings um die Stadt ihre Zelte auf. Das war für uns ein neues Arbeitsfeld. Einer unserer Patres ging jeden Samstag zu ihnen, um die Beichten derjenigen, die katholisch waren, abzuhören. Sonntags kamen sie zu unserer Kirche, um der heiligen Messe beizuwohnen und erbauten uns nicht wenig durch ihre Frömmigkeit.

Inzwischen war auch in Gesira die Cholera aufgetreten und hatte unter den dortigen Negern bereits einige Opfer gefordert. Wir riefen die Unserigen von dort eilends zurück, um sie der Gefahr der Ansteckung zu entziehen. Doch bald brach die schreckliche Krankheit auch in unserer sonst so frischen und reinlichen Stadt aus. Dank der Sorgfalt und Vorsicht der Regierung forderte sie jedoch hier verhältnismäßig nur wenige Opfer. Wenn ein Kranker oder vermeintlich Kranker entdeckt wurde, wurde er sofort in ein eigens dazu hergerichteten Lokal gebracht; alles, was in Berührung mit ihm gekommen, wurde verbrannt und niemand durfte ihn da besuchen. Welcher Schrecken für uns! Wenn die Krankheit auch uns heimgesucht hätte! — Doch, Gott und der Himmelsmutter sei's tausendmal gedankt, alles ging gut! Obwohl wir unseres Amtes wegen oft mit Cholerafranken zu tun hatten, fing doch keiner von uns die Krankheit und auch jetzt noch befinden wir alle uns recht wohl.

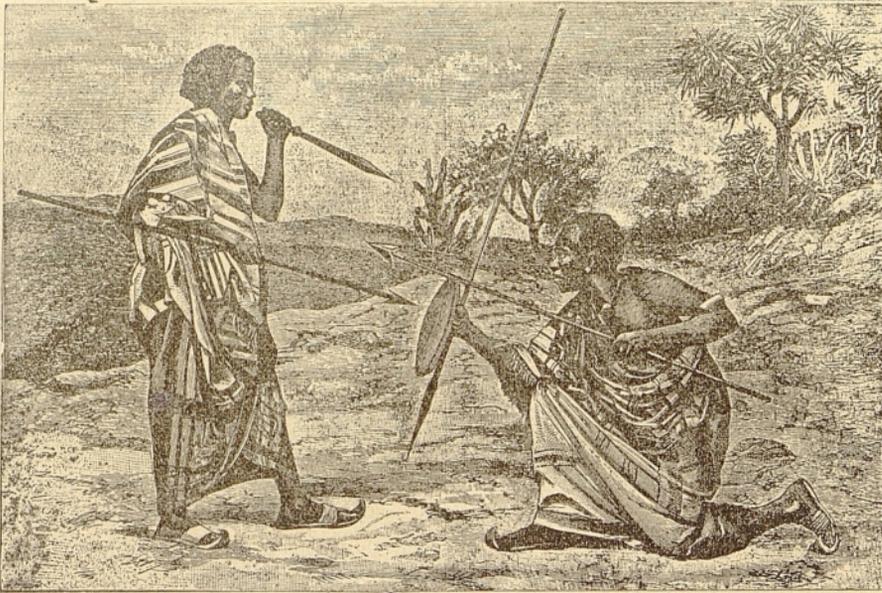
Zum Schlusse möchte ich noch eine Geschichte erzählen, die unserem Herzen eine ganz besondere Freude bereitete. Es wäre die Bekehrung einer ganzen Familie. Da es mich jedoch für jetzt zu weit führen würde, spare ich mir dieselbe für ein anderesmal. Möge der liebe Gott unsere verehrten Wohltäter stets gesund und noch recht lange zum Wohle unserer armen Neger erhalten.

P. Rafimir Giacomelli,  
Apostolischer Missionär für Zentral-Afrika.

## Die Missionsstation von Assuan.

Es muß gesagt werden, daß Assuan seit der Eröffnung des Sudan sowohl als Stadt wie auch als Missionsstation an Bedeutung verloren. Bei der Gründung dieser Missionsstation hatte man einerseits das zur Akklimatisierung sehr geeignete Klima im Auge, andererseits die dortigen vielen

Neger, größtenteils Soldaten, die sich beinahe auf alle Stämme des Sudan verteilten. Nun sind aber schon vor einem Jahre alle Soldaten mit Saek und Paß, Kint und Regel in den Sudan hinaufkommandiert worden, sodaß jetzt in Assuan verhältnismäßig wenige Neger mehr vorhanden sind, meist



Neger im Zweikampfe

Witwen der Soldaten, abgelebte Lastträger und alte, verkommene Sklaven. Anständige Negerfamilien und ganz besonders Kinder sieht man in und um Assuan sehr wenige. Nichtsdestoweniger legt man in dieser Station die Hände nicht in den Schoß. Bald ist es ein munterer, kleiner Knirps, der die Schar der schwarzen Zöglinge vermehrt, bald ist es ein baumlanger Dinka oder Schilluk, der zu uns kommt, um ruhig zu sterben, aber vorher noch befehrt und getauft wird.

So kam es im verflossenen Jahre, daß Schwarze in unser kleines Negerquartier sich aufnehmen ließen, anfangs nur in der Absicht, von schwerer Krankheit geheilt und gut verpflegt zu werden, welche dann

aber sich gefügig auch unterrichten ließen und vor dem Sterben die heilige Taufe empfingen. Während die Tätigkeit der Missionäre nur auf die Erziehung der wenigen Negerknaben und auf die Neger beschränkt ist, welche, wie oben gesagt, in unserem kleinen Negerdorfe sich ein ruhiges Ende versichern wollen, haben die hiesigen Missionschwestern ein weiteres Arbeitsfeld. Seit Jahren haben sie für die weibliche Bevölkerung eine kleine Apotheke eröffnet und sich so ziemlich überall in den Familien bekannt gemacht. Die guten Leute haben zu ihnen mehr Zutrauen als zu den Ärzten; denn, sagen sie, die Medicinen dieser helfen sehr selten und wenn sie ein Glied nicht geschwind heilen können, so schneiden

sie es einfach weg — und vor chirurgischen Operationen haben die Deutschen einen gewaltigen Respekt: lieber ließen sie sich mit Haut und Haar verzehren. So können also die Schwestern ungeschert in die Häuser nicht nur der Schwarzen, sondern auch der Araber gehen und werden dort mit großer Zuverlässigkeit und Achtung aufgenommen. Man trägt ihnen alle Anliegen, die die Gesundheit betreffen, vor, zeigt ihnen die Kranken, meist Frauen und noch mehr Kinder; die verabreichten Arzneien werden mit einem felsenfesten Vertrauen auf ihre unerschütterliche gute Wirkung genommen; bleibt der gewünschte Erfolg aus, so werden sie wohl anderswie genützt haben, da nach ihrer Meinung eine Medizin immer gut tut! Gehen die Schwestern durch die Stadt, so kommt es beinahe immer vor, daß sie in mehrere Häuser und Harems gerufen werden, wo man ihnen kranke Kinder vorzeigt und ein Heilmittel für sie verlangt. Kranke Kinder aber gibt es in den Familien viele. Man muß nämlich wissen, daß infolge nachlässiger Wartung und anderer Umstände, die der Islam in den Familien zeitigt, viele, viele Kinder den Keim der Krankheit schon in sich tragen, welche sie nicht lange nachher dem Tode sicher ausliefert. Werden also solche Kinder den Schwestern vorgezeigt, so nehmen diese die Gelegenheit wahr, die kleinen Geschöpfe bei Verabreichung der Arznei auch gleich zu taufen. Und so sind einerseits die Eltern zufriedengestellt, welche wieder Hoffnung schöpfen, andererseits aber auch die armen Kleinen, weil sie sich nach einigen Tagen oder Monaten zu den Engeln gesellen dürfen. Vielleicht sind gerade sie

die besten Schutzengel der Missionäre und Schwestern in all den gefährlichen Lagen, welchen ihr Beruf sie aussetzt. Gewiß sind sie auch mächtige Fürbitter unserer Wohltäter am Throne Gottes. Wenn im verfloffenen Jahre und bis jetzt ungefähr 190 Tausend solcher Kleinen zu verzeichnen sind, so ist das größtenteils dem Eifer unserer Missionschwestern zuzuschreiben, die sich, dank ihrer Geschicklichkeit, den Zutritt in die Familien der Mohammedaner verschafft haben, was für den Missionär beinahe unmöglich ist. Zur Popularität der Schwestern trägt übrigens auch ihre Mädchenschule bei, die gegenwärtig ungefähr 50 Schülerinnen zählt, worunter auch mehrere mohammedanische. Wenn man das ärmliche und der Hitze so sehr ausgesetzte Lokal in Betracht zieht, so muß man sich über diese Anzahl geradezu verwundern, zumal die amerikanischen und deutschen Protestanten auch eine Mädchenschule haben. Erst jetzt haben es einige hier ansässige Europäer auf sich genommen, unserer Mädchenschule, besonders was Lokal und Bequemlichkeit für die Kinder anbelangt, ein wenig unter die Arme zu greifen, sodaß man im kommenden Herbst beinahe eine doppelte Anzahl von Schülerinnen zu verzeichnen haben wird.

Zum Schlusse darf ich nicht unerwähnt lassen, daß auch während der diesjährigen Saison viele Fremde aus Europa hier den Winter zubrachten, unter ihnen auch manche Katholiken, die in unserer schönen Kirche dem Gottesdienste beiwohnten und während ihres Aufenthaltes inmitten einer vorherrschend mohammedanischen Bevölkerung die Wohltat einer ordentlichen Seelsorge genossen.



## Aus Afrika.

Bericht des hochw. Pater Anton Wignato, Sohn des hl. Herzens Jesu.

Gegen Abend kamen wir in Matrua an; bevor wir jedoch ins Dorf hineingingen, kaufte mein Vater eine Ziege, schlachtete sie, nahm die Eingeweide heraus und nachdem wir, dem Landesgebrauche gemäß, alle darüber gesprungen waren, trug er das Fleisch der Ziege zu den Götzenpriestern des Dorfes, um sie uns gewogen zu machen. In der Tat: sie empfingen uns gut und schon hofften wir in Sicherheit zu sein; als sie jedoch vernahmen, wer wir seien, woher wir kamen und daß wir uns aus den

Händen der Derwische gerettet, trieben sie uns ängstlich hinaus; sie fürchteten nämlich, dadurch, daß sie uns aufnahmen, sich die Rache der Derwische zuzuziehen!

Wir mußten also wieder fort; daß es schon stockfinster und die Nacht hereingebrochen war, half uns nicht, sie zu Barmherzigkeit zu bewegen. Traurig bestiegen wir wieder unser elendes Fahrzeug, um unser Glück am andern Ufer zu versuchen. Aber ach, es konnte uns garnicht gelingen, ans Land zu

kommen: hohes Gras und dazwischen Wasser, Schlamm und dazu noch die Finsternis ließen uns alles befürchten. Als alles nichts half, stieg mein Vater in den Fluß, nahm mich auf seine Schultern und, die andern uns nach, tasteten wir vorwärts.

Was von diesem Augenblicke an weiter geschah, kann ich nicht sagen, denn ich war auf den Armen meines Vaters eingeschlafen und als ich erwachte, befand ich mich mit den andern an einem Feuer, über welchem mein Vater und mein Bruder einige Lebensmittel zurichteten, die sie vorher gesucht hatten.

Nachdem wir uns ein wenig gestärkt hatten, stieg mein Vater und meine Mutter, die meinen jüngeren Bruder trug, wieder auf das Fahrzeug und fuhren zum Dorfe Matrua zurück. Diesmal nahmen sie eine lebendige Ziege mit, die sie den Götzenpriestern schenken wollten, um sie am Ende doch vielleicht noch zu bewegen, uns in ihr Dorf aufzunehmen; doch alles vergebens! Sie wurden als Unglücksstifter betrachtet, von allen verachtet und schließlich unter Schmähungen und Verwünschungen zurückgetrieben.

Als mein Vater zurückkam, sagte er: „Hier sind wir nicht sicher; wir müssen das Weitere suchen!“ Wir gingen sodann landeinwärts, ungefähr eine halbe Stunde und hielten an einem Orte an, wo es schien, daß wir uns eine Art Wohnung bereiten könnten. Ein großer Baum fand sich vor, der uns während des Tages Schatten machen würde; nicht weit davon würden wir Durra und andere Nahrungsmittel finden. Kaum graute der Tag, so begannen wir schon unter dem Baume eine Höhle auszugraben: Eine Wohnung da unten in der Erde mußte doch ein sicheres Versteck für uns sein! Die Arbeit ging schnell vonstatten; noch war die Sonne nicht untergegangen, so war schon soviel Erde heraus- und weggeschafft, daß für uns alle Platz war. Die Öffnung war nicht größer, als genügte, damit je einer hineinkriechen konnte.

In dieser unterirdischen Behausung verbrachten wir 4 Tage. Am 5. Tage, als mein Vater des Morgens hinaus kroch, hörte er nicht weit von uns einen schrecklichen Lärm. Vorsichtig schlich er vorwärts und stieg auf einen dichten Baum, um zu erspähen, was denn eigentlich los sei. Da sah er, wie ringsum die Häuser in Brand gesteckt waren und wie die einen hierhin, die andern dorthin flohen; er hörte ihr Geschrei und das Wirbeln der Trommeln; alles war in Aufregung; es war kein Zweifel mehr: Auch hierhin waren die Derwische gekommen; sie hatten das Dorf überfallen und, da sie so schnell und so unerwartet erschienen waren, hatten sie eine reiche Beute machen können.

Sofort kam mein Vater zu uns zurück, erzählte uns alles und ermahnte uns, uns doch nur recht ruhig zu verhalten und nicht aus unserem Versteck herauszugehen; wir würden's schon, meinte er, wohl einen Tag darin aushalten können. Auf diese Weise könnten wir unser Leben retten, während wir, wenn wir unvorsichtigerweise hinausgehen würden, sicher unserem Verderben entgegengehen würden. Wir gehorchten. Als der Abend gekommen war und um uns her alles ziemlich ruhig schien, wollte meine Mutter hinausgehen, um ein wenig Wasser für uns zu holen. Es war darinnen so heiß, daß wir es kaum mehr aushalten konnten. Das gefiel meinem Vater nicht; doch da unsere Mutter uns so leiden sah, wollte sie um jeden Preis uns diese Erquickung verschaffen. Vorsichtig kroch sie heraus, erpäßte die ganze Gegend, und als sie alles ruhig fand, begab sie sich schleunigst zum Flusse, schöpfte Wasser und ganz glücklich in dem Gedanken, nicht gesehen worden zu sein und uns die ersehnte Labung bringen zu können, kehrte sie bald wieder zu uns zurück. Sie sagte: „Es ist alles gut gegangen; nur sieht man noch den letzten Rauch aus den verbrannten Hütten aufsteigen.“ Wir tranken also und freuten uns, unser Leben wiederum gerettet zu haben.

Unsere Freude sollte nicht lange dauern. Fast zu derselben Zeit noch hörten wir draußen Schritte; wir wußten nicht, wer es sei, doch vermuteten wir gleich, daß meine Mutter bemerkt worden und daß man jetzt auf der Jagd nach uns sei. Verblüfft sahen wir einander an. Mein Vater sagte nichts, doch als erfahrener Kriegsmann begriff er sofort das Kritische unserer Lage; so schnell als möglich machte er sich hinaus, um die Waffen zu ergreifen, die er da draußen aufgehängt hatte; doch es war schon zu spät; die Derwische hatten sich bereits derselben bemächtigt und kamen nun auf uns zu. Mein Vater und mein Bruder kämpften mit Verzweiflung, doch da sie sahen, daß doch alles verloren war, gaben sie nach und ließen sich binden. Als dies geschehen war, wurden sie sofort weggeführt. Auch meine Mutter, die meinen kleinen Bruder trug, wurde gebunden. Als ich dies sah, fing ich laut zu schreien an und klammerte mich so fest an sie, als ich nur vermochte. So wurden wir alle zusammen zum Ufer geführt. Dort fanden wir noch viele andere solcher Unglücklichen und dort sollte uns auch eine der traurigsten Szenen der Sklaverei vor Augen treten. Alle Sklaven wurden in verschiedene Abteilungen geteilt, die Stärksten zusammen; dann kamen die übrigen, je nach Alter und Qualität. Ob es Schwestern oder Brüder, Eltern oder Kinder seien, danach wurde garnicht gefragt. So kam auch

der Augenblick, da sie mich von meiner Mutter trennen wollten. O, diesen Augenblick werde ich nie vergessen! Ich klammerte mich fest an sie und wollte mich eher töten lassen, als mich von ihr zu trennen; auch sie hielt mich fest umschlungen. Daß man uns den ganzen Rücken blutig schlug, kümmerte uns wenig; wir schienen nicht darauf zu achten, wenn wir nur zusammenbleiben konnten. Doch diese

Grausamen griffen nach einem Mittel, wie es nur sie und die Hölle auszudenken imstande waren: Sie rissen meiner Mutter den Kleinen gewaltsam weg und, ihn an einem Beinchen haltend, drohten sie, denselben in den Fluß werfen zu wollen, wenn wir uns nicht augenblicklich trennten. Als wir das sahen, trennten wir uns, wenngleich mit blutigem Herzen. (Schluß folgt.)



## Von Kairo nach Suakim.

Bericht des Hochw. P. Karl Tappi, Sohn des hhl. Herzens Jesu.

Bei der Einfahrt in die Bucht sieht man zuerst links die Eisenkonstruktionen usw., welche die ersten Elemente bilden, mit denen der Bindungsdammbau und die Eisenbahn Suakim—Berber gebaut werden sollen. Der Ort ist von der Stadt entfernt auf dem Festlande; eben sah man viele Sträflinge, welche unter der Aufsicht der Soldaten mit den Arbeiten des Dammes beschäftigt waren.

Sodann wurde unsere Aufmerksamkeit rechts von der sogenannten Quarantäne-Insel in Anspruch genommen. Dort dehnt sich eine von 4 oder 5 Meter hohen Pfählen und einem Metallnetz gebildete Umzäunung aus, die einen einige Kilometer großen Raum umschließt. Borne im breiten Raume befinden sich mehrere Gebäude als Eingang, Direktion, Desinfektionsamt, Spital, Apotheke, Bäckerei usw. Der übrige Teil ist in acht kleinere, rechteckige Umfriedungen geteilt. Die mohammedanischen Pilger werden bei der Ankunft in Mekka, bevor sie den Sudan betreten dürfen, in dieses Quarantäne-Lazaret gebracht, daselbst ihrer Kleider entblößt, gewaschen, gereinigt, desinfiziert, untersucht, wieder bekleidet und, wenn gesund, in den genannten kleineren Umfriedungen unter Zelten einquartiert; wenn krank, so kommen sie in das sich daneben befindliche Spital.

Wir sahen dort ein großes Auf und Nieder italienischer und arabischer Arbeiter; es war nämlich ein Unternehmer aus Mailand mit südlichen Arbeitern, unterstützt von Eingeborenen, der jenes Lazaret für Rechnung der Lokalregierung errichtet hatte und sie waren eben daran, die letzte Hand anzulegen.

Mein Schiff war noch nicht recht an die Anker befestigt, als sich auch schon zahlreiche Nachen ihm näherten. Sie trugen Beamte, Kaufleute usw. Die

Schiffer waren meistens Eingeborene; sie trugen Hosen und ein Tuch, das sie sich umgeschlungen hatten. Zum Schlusse kam auch noch ein Nachen, der fast nur Europäer trug. Als es bei uns angekommen, hielt es; es wurde an unserer Treppe befestigt und ein Herr mit schönem Vollbarte stieg auf das Schiff. Der Schiffsarzt ging ihm entgegen und nachdem sie sich einen Augenblick miteinander unterhalten und besprochen hatten, gab man denen da unten in dem Nachen ein Zeichen, worauf sie sich auch dem Schiffe näherten und im Nu war das ganze Schiff mit Leuten aus Suakim besetzt.

Man hatte mir vorher gesagt, daß sich unter diesen Leuten auch der Bauunternehmer des Lazarets befinden würde. Ich brauchte nicht lange nach ihm zu suchen. „Guter Vater,“ sprach Corbetta (so hieß er nämlich) zu mir, „guter Vater, ich bin wirklich glücklich, daß Sie zu uns gekommen sind; schon seit Monaten sind wir ohne Priester und ohne hl. Messe. Ich habe eine Familie und auch sehr viele Arbeiter; darum fiel es mir doppelt schwer!“

„Zu wievielen seid ihr ungefähr?“ fragte ich ihn.

„Vor einiger Zeit waren unserer so fünfzig, jedoch sind die meisten jetzt abgereist; es bleiben noch zwanzig, die jedoch mit dem nächsten Schiffe auch abreisen werden. — Schade, daß Sie nicht früher gekommen sind! — Jetzt, da Sie einmal hier sind, würde ich Ihnen raten, sich die Gegend mal anzuschauen und mit dem nächsten Schiffe wieder mit uns abzureisen; ich nämlich fahre dann auch mit all den Meinigen weg!“

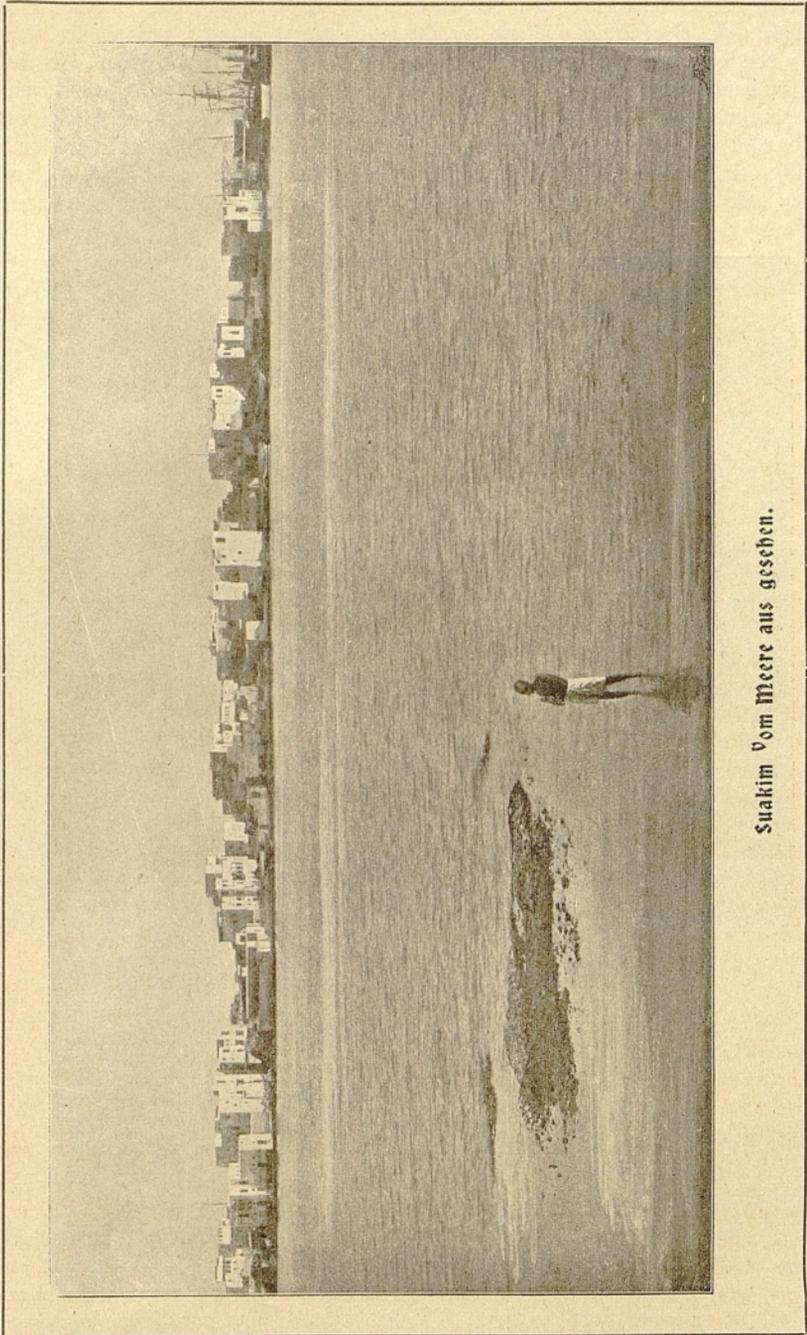
Ich weiß nicht mehr, was ich bei diesen unerwarteten Nachrichten gesagt habe; doch, erbaut war ich sicher nicht davon. Ich ließ den Mut aber den-

noch nicht sinken: Sind auch jene 150 Italiener nicht mehr da, von denen man mir gesprochen hat, dachte ich bei mir, so werde ich dennoch bei den Sirianern und Kopten noch Gutes wirken können! Ich bestieg mit diesen Gedanken einen Nachen und ließ mich zum Zollamte führen.

Als wir (ein Malteser war noch bei mir) ausstiegen, frug uns ein alter Polizeibeamter nach dem Reisepaß. Der Malteser zeigte ihm einen Schein und mit ihm war die Sache abgetan. Als die Frage an mich kam, antwortete ich, wie mir gesagt worden war, daß ich so etwas garnicht brauche. So ziemlich ernst glözte mich jener an und fuhr nach einer Weile fort, gerade als ob nichts vorgefallen sei: „Zeigen Sie mir zuerst ihren Reisepaß!“

„Ich brauche keinen!“ erwiderte ich ernst und, mit zwei Fingern nach einer gewissen Richtung hinzeigend, sagte ich noch: „Ich bin der Pfarrer dieser Kirche!“ In Wahrheit wußte ich nicht, ob die Kirche auch in dieser Richtung gelegen war, denn ich hatte sie noch nie gesehen; doch diese Antwort schien den Alten zu beruhigen; er ließ mich durch.

Auf dem Zollamte ging es etwas besser; dort schien man die Missionäre und ihre Bräuche schon etwas besser zu kennen. „Die Patres“, sprach der Oberbeamte, „gehen so durch; ihnen wird das Gepäck nicht nachgesehen!“ So ging ich mit meinem



Suakim vom Meere aus gesehen.

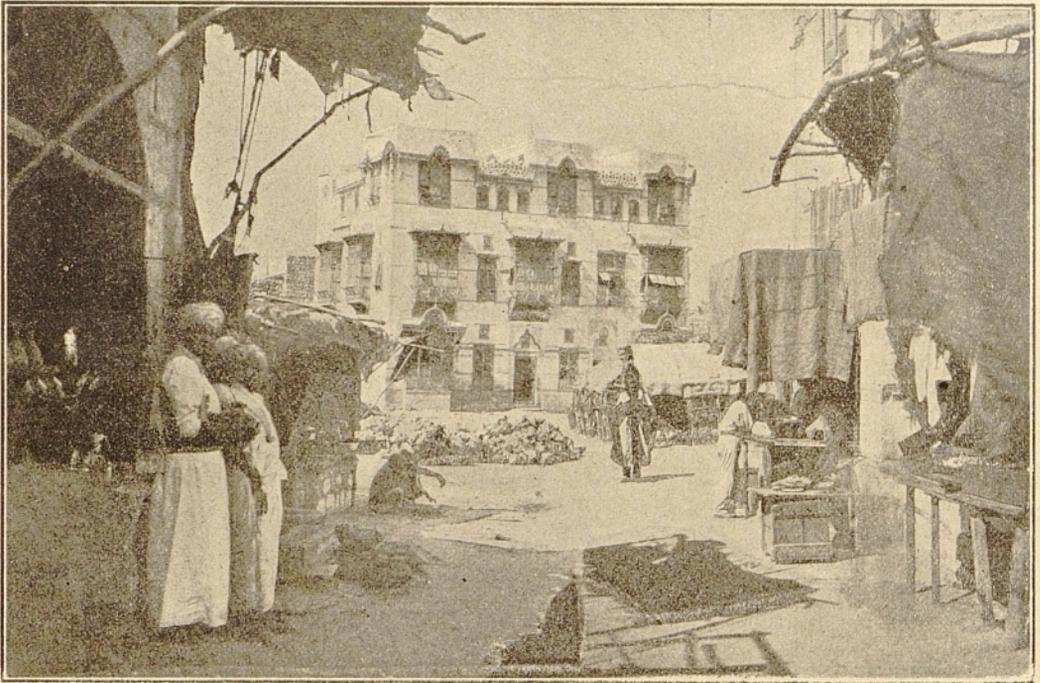
Manne, der mein Gepäck trug und den Weg durch die Menge bahnte, voran.

Unterwegs trafen wir den Pächter unseres Missionshauses, sofort lud er mich ein, zu ihm zu kommen und bei ihm zu übernachten. Ich nahm das Anerbieten dankbar an und so begaben wir uns dorthin.

Einst waren diese Gebäulichkeiten ziemlich geräumig und alles in schönster Ordnung gewesen: eine schöne Kirche, ein großes Haus mit geräumigem Hofe, den man hier, weil in demselben zwei große, schattige

Bäume stehen, Garten nennt, ein Schullokal und in demselben auch noch einige Reliquien von den frühern Turnstangen. Als die Missionäre Suakim verlassen mußten, verpachteten sie das Ganze, in der Hoffnung, das der Pächter alles in Stand halten würde; man braucht jedoch nur hinein zu schauen, um sich vom direkten Gegenteile zu überzeugen.

Es war schon wieder Abend geworden. Ich hätte wohl gerne gleich unsere Kirche besucht, doch, da der Schlüssel nicht vorhanden war, mußte ich warten bis



Häusergruppe in Suakim

zum Morgen. Unterdessen wollte der Pächter den Schlüssel suchen.

Der Morgen kam und, als ich lange vergebens auf den Schlüssel gewartet hatte, nahm ich einen kleinen Balken und versuchte mit diesem die Sakristeithüre zu erbrechen; es gelang mir und ich kam in die Kirche.

Einst mußte sie wohl schön gewesen sein; doch da sich so lange keiner mehr um dieselbe bekümmert hatte, hatte sie doch beträchtlichen Schaden gelitten. Die Feuchtigkeit hatte die Wände und die Decke verdorben; auch die Gemälde und der Boden waren sehr beschädigt.

Nachdem ich alles angesehen hatte, entfernte ich mich, um mich nach einem umzusehen, der mir helfen

würde, sie zu reinigen und wieder instand zu setzen. Ich fand einen schönen, kräftigen Burschen, der mir zum Zwecke geeignet schien. Als wir ankamen, erschien auch der Pächter und klagte mir, daß er den ganzen halben Tag verloren habe, um den Schlüssel zu suchen, und es ihm trotzdem nicht gelungen sei, ihn zu finden.

„Malesch“, „macht nichts!“ tröstete ich ihn, „ich bin schon so zurecht gekommen!“ — Dann ging ich mit meinem Burschen in die Kirche und erklärte ihm, was ich vorhabe und was zu allererst zu machen sei. Als er es verstanden hatte, versprach er mir, noch andere herbeizuholen, die ihm helfen würden, damit die Arbeit schneller vorstatten gehe. Ich er-

laubte es ihm. Nach 5 Minuten kehrte er wirklich mit noch drei andern zurück und sie begaben sich tapfer ans Werk.

Als die Kirche gereinigt war, ging ich, um die Katholiken aufzusuchen, was mir auch leicht gelang. Einige fand ich beim Kaffee, andere bei ihren Familien, und noch andere anderswo. Ich sagte ihnen, daß am folgenden Morgen um 6 Uhr hl. Messe sei, zu welcher ich sie einlud.

Wider alles Erwarten fand ich morgens um 6 Uhr die Kirche bereits voll von Gläubigen. Ich drückte ihnen meine Zufriedenheit aus und ermahnte sie kurz, da fast alle sich gleich darauf zu ihren Arbeiten begeben mußten, daß sie doch diese Zeit,

in welcher ich mich in Suakim ihretwegen aufhalten würde, recht gut benützen sollten, um ihren religiösen Pflichten nachzukommen. — In der Tat schienen sie alle guten Willen zu haben. Da sie tagsüber keine Zeit hatten, empfing ich sie abends, wo sie beichteten usw. Morgens hatte ich also nur die heilige Kommunion auszuteilen und so wurden sie auch wenig in ihren täglichen Beschäftigungen gestört. Als der Tag kam, wo ich wieder nach Kairo zurückkehren sollte, waren alle wieder gut versorgt.

Möge der liebe Gott doch den Glauben in den Herzen dieser guten Leute auch fernerhin noch recht lebendig erhalten zu unserm Troste und zu ihrem ewigen Heile!



## Aus dem Missionsleben.

### Das Skapulier unserer lieben Frau vom Berge Karmel und die Unfälle des Teufels. — Teuflische Anfechtung und Zaubereien.

Wenn der Teufel bemerkt, daß er an Boden verliert, so versucht er, sich auf tausenderlei Art zu rächen. Die gewöhnlichste und verderblichste besteht darin, daß er den Leuten einflüstert, das Skapulier unserer lieben Frau abzulegen. Ich will zwei Beispiele anführen, von denen das eine tröstlich, das andere schrecklich ist.

Maria die Mutter des Johannes, des Vorstehers meiner Katecheten, war auf dem Sterbebette. Plötzlich legte sie die Hand auf die Schulter und, indem sie auf ihr Skapulier vom Karmel deutet, schrie sie laut auf: „Nehmt weg, nehmt weg, das brennt mich; das ist's, was mich krank macht und mich tötet!“

„Nein, Mutter,“ sagt ihr Sohn Johannes zu ihr, „das ist der Teufel, der dich betrügt; um ihn zu verjagen, wollen wir den Rosenkranz für dich beten.“

Die Anwesenden knieen nieder und man betet den Rosenkranz. Als das Gebet beendet war, besteht die Kranke darauf, daß sie das Skapulier wegnehmen wolle, das sie, wie sie sagte, schmerzlich brenne. Man betet abermals den Rosenkranz und fängt noch einen andern an. Erst beim achtenmale wurde der Teufel

überwunden. Das Geschrei, die Leiden, die Bemühungen der Kranken hören plötzlich auf. Sie fällt in eine Art Verückung und ruft aus: „Da ist die Jungfrau, die mich holt und mich beim Anblick des Skapulier als ihre Tochter anerkennt. Ja, Dank, meine lieben Kinder, daß ihr mich genötigt habt, es beizubehalten!“ Und das Kind unserer lieben Frau vom Berge Karmel verschied.

Paul, einer meiner christlichen Knaben, fand leider in seiner Familie keine so liebevolle Seele. Als das arme Kind schwer krank geworden, ermangelte ich nicht, dasselbe oftmals zu besuchen und ich konnte ihm die Sterbesakramente spenden, welche es mit großer Frömmigkeit empfing und wobei es auf alle Gebete antwortete. Da ich es verlassen mußte, um zu andern Kranken zu eilen, empfahl ich seinen Eltern, ihm das Skapulier und das Kreuzifix, das an seinem Halse hing, nicht wegzunehmen. Die letzten Kämpfe nahen. Plötzlich macht Paul, der bisher erschöpft und unbeweglich war, eine äußerste Anstrengung und sucht mit fieberhafter Hand, das Kreuzifix und das Skapulier zu ergreifen und wegzureißen. Aber seine sterbende Hand hält in der Höhe der Augen an. Seine Zunge bewegt sich, als ob er sagen wollte, man solle diese geweihten Gegenstände wegnehmen. Seine heidnische Mutter nimmt das Kreuz und das Skapulier eiligst weg und Paul verschiedet sogleich.

Das Gerücht dieses Todes unter solchen Umständen

verbreitete sich im ganzen Lande und erfüllte alle Christen mit Schrecken. Heute noch sagte in einer Versammlung einer von ihnen, der im Namen Aller redete, zu mir: „Vater, ich bitte dich, sobald wir krank sind, gib uns starke Schnüre und besonders, laß uns nicht in den Händen heidnischer Verwandten, sondern bestimme eifrige Christen, daß sie Wache halten und einander bei den Sterbenden ablösen, um ihnen behilflich zu sein, damit sie der Versuchung nicht unterliegen.“

Der Teufel wartet übrigens nicht auf die letzten Augenblicke des Lebens oder die Annäherung des Todes, um sich der Seelen zu bemächtigen. Die teuflischen Anfechtungen, die Zaubereien, der Aberglauben und die eiteln Gebräuche sind nur allzu häufig.

Eine Frau namens Rangory war seit mehreren Jahren krank. Nachdem sie die Mittel vieler einheimischer Quackalber versucht hatte, beriet sie sich mit einem berühmten Wahrsager in der Hoffnung, daß er ihr das wahre Heilmittel für ihr Übel angeben werde.

Der Wahrsager begann damit, der Kranken zu verordnen, 17 Vogelfedern von 17 verschiedenen Gattungen zu nehmen, um eine Art Beschwörung vorzunehmen. Als aber gar keine Linderung erfolgte, schrieb er eine anhaltende Behandlung während eines Monats vor. Die Kranke sollte während dieses Monats jeden Abend mit dem Wahrsager tanzen. Nach Verlauf dieser Zeit wird der „Sohn des Schöpfers“ reden.

Der feierliche Augenblick nahte. Das Haus wurde auf Befehl des Wahrsagers mit Seidenstoffen behangen; die mit Purpur bekleidete Kranke führte auf einem Ochsen „Volanita“ (ein Tier, das die besondere Eigenschaft weißer Flecken auf der Stirne, dem Rücken, am Schwanz und an den Beinen besitzen muß), einen Tanz auf. Als dieser Ochse als Opfer geschlachtet war, sprach sich der Geist durch den Mund der Kranken ungefähr in folgenden Worten aus: „Hier bin ich, „der Ehrwürdige mit den langen Ohren“, ich komme von den Baras her. Alle Götter der Erde sind meine Söhne oder meine Enkel und sind mir untertänig.“ Und die Kranke machte mit den Händen die Bewegungen der Ohren eines Ochsen nach. „Hier bin ich, ich, „der Herr von tausend Teilen“, König der Sakalaren. Ich komme von Mojanga.“ Und die Kranke beginnt zum großen Staunen der Anwesenden den Tanz der Männer zu tanzen.

Hierauf folgt der Vortrag der „Vorbote“. Die Kranke soll sich des Fleisches der für die Leichenfeier geschlachteten Ochsen enthalten; sie soll weder Schweine-

fleisch, noch Geflügel, noch Pfeffer, noch Maniokblätter essen. Niemand darf die für sie bestimmten Nahrungsmittel anrühren; auch muß sie zu ihren Mahlzeiten immer einen Löffel und einen Teller mitbringen.

Da der Geist endlich erklärt, alle Gattinnen der Männer gehören ihm an, so muß Rangorys Mann sie durch einen silbernen Ring und eine Muschel loskaufen. Zudem muß die Kranke jeden Monat mit einer Flinte und einem Säbel bewaffnet bei einer großen Versammlung erscheinen. Rangory tat ihr Möglichstes, um diesen närrischen Gebräuchen treu zu sein. Der Teufel ließ sie jedesmal, wenn sie einen derselben nicht beobachtete, in Ohnmacht fallen.

Diese Sachlage dauerte ungefähr zwei Jahre; die katholische Religion sollte, wie immer, so auch hier Hilfe bringen. Als diese Frau und ihr Mann hörten, daß der böse Geist über diejenigen, welche das katholische „Gebet“ treu verrichten, nichts vermöge, wollten sie sich unterrichten lassen und wurden eifrige Katechumenen. Von dieser Zeit an hörte der Teufel auf, sie zu plagen, noch bevor sie die Taufe empfangen hatten. Als sie eines Tages in einer Gegend, welche den Teufelskünften sehr ergeben war, Verwandten besuchten, sahen sie einen Mann, der auf glühenden Kohlen lief, ohne daß er irgendwelchen Schmerz davon verspürte. Als dann die zwei Katechumenen das Kreuzzeichen gemacht hatten, verbrannten die Kohlen die Füße des vom Teufel Besessenen fürchterlich.

Nach zweijähriger Prüfung taufte sie der Missionär, der Zeuge ihres beharrlichen Eifers war, unter dem Namen Elisabeth und Zacharias.

(Ein Missionär.)

\* \* \*

## Mutter und Kind.

Nach einer regnerischen und stürmischen Nacht, als die Sonne mit ihren ersten Strahlen die Berge vergoldete, machte ich mich auf den Weg zu einer apostolischen Rundreise. Die Luft war noch schwer und drückend und ich ging langsam den Abhängen entlang auf einem kleinen Fußwege, der in tausend und abertausend Windungen zu einer Hochebene emporführte, auf welcher ein großes Dorf liegt.

Schon beschien die Sonne die Hälfte des Berges und tiefes Schweigen herrschte ringsum. Im Tale zeigte sich keine Seele, weder auf dem Wege, noch auf den Feldern; ich war allein und konnte mit

Müße das schöne Panorama, das sich vor mir ausbreitete, betrachten. Es interessierte mich umso mehr, als es zum erstenmale war, daß ich von diesen Höhen herab die im Werden begriffene Mission und was dazu gehörte, erblickte. Sie glich einer lieblichen Villa, zu ihren Füßen der Fluß, welcher die Anhöhen, wo sie gebaut ist, umspült. Die Bäume, die hohen Pflanzen baden oder wiedererscheinen im Wasser und geben der Landschaft den lachendsten Anblick.

Plötzlich machte ein rauhes und dumpfes Geschrei meinen Träumereien ein Ende. Ich blickte um mich. Ein Weib, leichtfertiger gekleidet, als es sonst landesüblich ist, rannte auf mich zu. Ihre Miene war verwirrt und stumpfsinnig; die verstörten Augen rollten dahin und dorthin, oder hefteten sich vielmehr mit einer auffallenden Starrheit auf mich. Das Weib machte die seltsamsten und lächerlichsten Gebärden; in der einen Hand schwenkte sie ein dickes Messer, in der anderen eine alte, angerauchte Kürbisflasche; der Leib krümmte sich zeitweilig in schrecklichen Windungen; sie schrie, heulte Worte, deren Sinn ich nicht enträtseln konnte. Als ich sie fragte, was sie wolle, sagte sie immer wieder: „Mein Vater, mein Vater!“ und einige Worte, die ich nicht verstand; dann legte sie sich ins hohe Gras und wälzte sich in zuckenden Bewegungen. Als ich mich ihr näherte, trat sie zurück und bewegte den Leib in tausend Krümmungen. Ich sitze nieder; die auffallende Person nähert sich bald wieder und beginnt ihren tollen Tanz um mich wieder; einmal kam sie drohend auf mich zu; ich glaubte, sie wolle mit dem Messer nach mir stechen und ich richtete mich daher vor ihr in die Höhe. Das schien sie zu verstehen, denn sie ließ ihr dickes Messer fallen und begnügte sich, den Rosenkranz, den ich in der Hand hielt, furchtsam zu berühren.

Müde dieser unerklärlichen Athernheiten und wenig gewillt, meinen Weg mit dieser seltsamen Person fortzusetzen, wollte ich mich ihrer Gegenwart entziehen und begann schnell zu laufen. Gleich macht sich das Weib zu meiner Verfolgung auf, wobei es ein furchtbares Geschrei ausstößt, das von allen benachbarten Hügeln wiederhallt. Sie holt mich ein, kommt mir vor, stellt sich vor mich hin in einer Haltung, daß ich glaubte, sie wolle mir den Weg verlegen. Nach und nach bemerke ich, daß ihre Augen immer auf meinen Rosenkranz hinstarren. Da kommt mir plötzlich ein Gedanke. Ich lege den Rosenkranz zu ihren Füßen hin; sofort hört das Wutgeschrei auf, sie bückt sich, hebt den Rosenkranz auf, riecht fünf Minuten lang an demselben herum, küßt ihn, drückt ihn ans Herz, betrachtet alle

Kügelchen, lächelt mir sanft zu und verschwindet hinter einem Gebüsch.

Ich beschleunigte meine Schritte nach dem nächsten Dorfe, um Aufschluß über die sonderbare Begegnung, die ich gehabt, zu erhalten. Wer war dieses Weib? Niemand kannte sie. Man sagte nur so im allgemeinen: „Es ist ohne Zweifel ein vom „Pepo“ befehenes Weib.“ Das war alles.

Traurig kehrte ich in die Mission zurück, verdrießlich darüber, daß ich meinen Rosenkranz einem irre gewordenen oder befehenen Weibe gegeben hatte. Die folgenden Tage ging ich wieder dieselben Fußwege, in der Hoffnung, die geheimnisvolle Person anzutreffen; doch alle meine Nachforschungen blieben erfolglos.

Vierzehn Tage waren seit meiner seltsamen Begegnung verflossen, als ich bemerkte, daß ein kleiner Knabe, ganz in Lumpen gehüllt, jeden Morgen unter der Veranda meines Zimmers sich niedersetzte und auf alle meine Bewegungen lauerte. Wenn ich auf den Markt ging, näherte er sich mir, nahm die gekauften Gegenstände und trug sie in das Magazin. Bewegung, Züge, besonders der Blick, zeugten von solchem Schwermute und solcher Unschuld, daß ich nicht umhin konnte, mich um ihn zu interessieren.

Eines Tages war er kühner als sonst, wagte sich bis an einen Tisch, fiel auf die Knie und blickte mich mit bittender Miene an. „Was willst du?“ fragte ich sanft. „Sage es mir, wenn du etwas wünschst.“ Der Knabe begann zu lächeln und sagte mit schlichter und zutraulicher Stimme: „Meine Mutter ist krank, komme und besuche sie!“ Das Wetter aber war regnerisch und ich sagte zu ihm: „Komme morgen wieder und dann wollen wir deine Mutter besuchen.“

Als der arme Kleine diese Antwort hörte, wurde er sehr traurig und große Tränen begannen über seine Wangen zu rollen. Gerührt von diesem Schmerze eines Kindes, sagte ich, daß ich ihm folgen wolle. Ich nahm dann den Sack mit den Arzneien und gab ihm denselben in die Hände.

Geführt von meinem kleinen Gefährten, stieg ich einen kleinen Hügel hinan, dann hinunter, setzte über einen starken Bach, stieg von neuem aufwärts, ging unter überhängenden Felsen durch, die wie natürliche Schwibbogen aussahen und gelangte mit einemale zu einer runden, bienenstockförmigen Hütte, wie es eben alle Hütten der Eingeborenen hier selbst sind.

Ich trat ein und erblickte auf einer an der Sonne getrockneten Tierhaut eine Frau liegen, die noch jung schien. Das blasse Gesicht die abgemagerten Züge verrieten, daß sie sehr leidend sein müsse. Wie sie mich sah, strengte sie sich einigemal an,

aufzustehen; dann legte sie die Hand auf die zahlreichen Glasperlen, die ihren Nacken schmückten, ließ mich auch einen Rosenkranz sehen, den sie gleichfalls umgehängt hatte. Ich kannte ihn schon; es war der meinige, derselbe, den ich vor kurzem jener geheimnisvollen Person, die ich auf meinem Wege angetroffen, gegeben hatte. Ich hatte also das Weib vor mir, das ich suchte. Sie war nicht mehr vom „Pepo“ befehen, wohl aber von einer heftigen Ruhr befallen, die ihr Leben in Gefahr setzte.

Als die Kranke den Rosenkranz an die Brust drückte, fragte ich, warum sie diesen Rosenkranz so lieb habe. „Weil du mir ihn gegeben hast,“ antwortete sie in sanftem und zuversichtlichem Tone, „und weil er den Geist, der meinen Körper quält, vertrieben hat; seit ich ihn trage, weiß ich nichts mehr von den Zuckungen und dem Geschrei, von dem ich soviel zu leiden hatte; ich arbeite tags und schlaf nachts.“

„Glaubst du denn, die Kügelchen dieses Rosenkranzes seien dieselben wie die Glasperlen, welche deine Stammesgenossen am Halse tragen.“

„Ich weiß, daß die Kügelchen, die du mir gegeben, eine größere Macht über böse Geister haben, da du sie mir gegeben und ich seit dieser Zeit von den Anfällen des „Pepo“ frei bin.“

Bei diesen Worten, welche die barmherzige Dazwischenkunft derjenigen verrieten, die nie umsonst angerufen wird, selbst nicht unbewußterweise, wie es dieses arme Weib getan hatte, beschloß ich, so gute Gefinnungen zu benutzen. Ich begann zu der Kranken von den Hauptwahrheiten des Glaubens zu reden; sie hörte sehr aufmerksam zu und als ich zur himmlischen Seligkeit kam, rief sie entzückt: „Ja, ja, o wie gerne vertauschte ich diese Erde voll Staub und Elend mit dem wonnevollen Orte, von dem du sprichst; dort lebt man glücklich; dort hat man nichts mehr von den bösen Geistern zu leiden.“

„Wohlan denn,“ erwiderte ich, „glaubst du an Gott, der Himmel und Erde und alles, was du siehst, gemacht hat?“ — „Ich glaube alles, was du lehrst und alles, was du glaubst,“ antwortete die Kranke in einem Tone der Überzeugung; „gib mir dieses Heilmittel, das meine Sünden tilgt, meine Seele weiß machen wird, um in den Himmel einzugehen.“

Ich war tief gerührt von diesen Gefinnungen und erinnerte mich an die Worte des Herrn: „Solchen Glauben habe ich in Israel noch nicht gefunden.“ Ich nahm denn auch keinen Anstand, der armen Wilden die hl. Taufe zu spenden. Als das heilige Wasser über die Stirne derjenigen, welche den Himmel an sich reißen sollte, geflossen war, nahm mich ihr

Knabe bei der Hand und bat mich, daß auch ich ihm das gleiche Heilmittel geben möchte. Bei den Worten des Kindes richtete sich die Mutter wieder auf, nahm eine Hand desselben in ihre eisalten Hände, zog den Kleinen sanft an sich, küßte ihn und sprach: „Mein Kind, ich fühle, daß ich sterben werde; aber wenn ich nicht mehr sein werde, dann folge dem Weifen; er wird dein Vater sein!“

Zwei große Tränen liefen dabei über ihre abgemagerten Wangen; ich selbst war tief ergriffen. Ich hängte eine Medaille um den Hals des Kindes und sagte ihm, es solle dieselbe immer und überall tragen. Dann wandte ich mich zur Mutter und richtete einige Worte des Trostes an sie. Als ich geendigt, sagte ich zu ihr, daß ich mich jetzt zurückziehen werde. „Ach,“ erwiderte sie, „auch ich will mit dir gehen, um in dem Hause des lieben Gottes zu sterben.“

Ich tröstete sie, da ich ihren Wunsch nicht erfüllen konnte, so gut als möglich mit der Versicherung, daß ich bei Tagesanbruch wieder bei ihr sein würde.

Ich kehrte wirklich des folgenden Tages zurück, war aber erst halben Weges gekommen, als schon Geschrei und Weinen, das von den Bergen wiederhallte, mir verkündete, daß die tags zuvor glücklich Getaufte ihren Flug nach einem schöneren Orte genommen hatte. Ihre Wünsche waren erhört: sie ging in den Himmel ein, um dort den Marienmonat zu beschließen, denn es war am 31. Mai.

\* \* \*

## Die Macht der Gnade. — Eine wunderbare Bekehrung.

Einiges Tages stellte sich ein Schwarzer in der Mission ein. Er sah nachdenklich aus. Der Gang und das Äußere verrieten das Unschlüssige eines Menschen, der sich aus Furcht, lästig zu fallen, nicht zu nahen wagt. Was wollte er? Weshalb war er gekommen? Am Abend vorher war ein neuer Vater angelangt und gerade während der Nacht hatte man uns zu einem Sterbenden gerufen. Wir eilten zu dessen Hütte, kamen aber nicht mehr zeitig genug an, um ihm irgendwie nützlich sein zu können. Wir traten daher, mehr oder weniger von unserem nächtlichen Gange erbaut, den Rückweg an und trösteten uns wechselseitig über dessen Nutzlosigkeit, als wir unterwegs einen Menschen trafen, den wir beim Mondschein nur mit Mühe unterscheiden konnten und der uns beim Vorbeigehen

mit vielen und herzlichen Grüßen bewillkommnete. Wir hatten dieselbe in gleicher Weise erwidert und gingen weiter, ohne mehr daran zu denken. Gott aber dachte daran und sein Geist hatte geweht. Der Mensch, der diesen Morgen an unserer Türe angeklopft, war derselbe, den wir, fast ohne ihn zu bemerken, die Nacht zuvor angetroffen; und was ihn zu uns herführte, war ein Antrieb der Gnade, welcher er treu entsprochen hatte.

Nachdem er in mein Zimmer getreten, gab er mir zu verstehen, daß er mich zu sprechen wünsche, und nachdem er einmal auf dem Boden Platz genommen (denn einen Stuhl hatte ich ihm nicht anubieten), öffnete er mir sein Herz mit folgenden Worten:

„Ich fürchte mich vor den Weißen; ich weiß nicht, wie mein Mund dir das Wort sagen wird, das in meinem Herzen ist; doch will ich meinen Mund nehmen, um zu sprechen, denn mein Herz schlägt. Gestern, nachdem die Sonne hinter den Bäumen verschwunden war, habe ich euch euren Fuß nehmen sehen, um zur Hütte eines kranken Mannes zu gehen und mein Auge hat euch beobachtet. Der Mann, dessen Haut krank war und der diese Nacht gestorben, war nicht euer Bruder, nicht von eurer Familie, denn seine Familie ist nicht dieselbe wie die eurige; euer Auge hat diesen Mann nie gesehen, denn er ist nie gekommen, um zum großen Gott zu beten; dennoch ist euer Herz gut gegen ihn gewesen, ihr habt eure Hand zur Hilfe gereicht. Eure Handlungsweise ist schön in meinen Augen; unsere Fetische haben uns nie gesagt, daß wir so handeln sollen. Schon einmal bin ich gekommen, um dein Wort zu hören; diese Nacht nun habe ich gedacht, daß dein Wort gut ist, denn du bist nicht gekommen, uns einen schlechten Weg zu lehren. Und jetzt bitte ich dich, setze dein ganzes Wort in meinen Kopf, damit es in mein Herz herabsteige und mein Herz sich wende.“

Das war so ziemlich alles, was er uns in einer noch bilderreichern Sprache sagte, die schwer genau zu übersetzen ist. Ich für meinen Teil schämte mich vor mir selbst, denn als ich in der vorigen Nacht nach einem Gange, den ich für unnütz hielt, in die Mission heimkehrte, war es mir auch im entferntesten nicht eingefallen, daß Gott da, wo wir nur einen widrigen Vorfall gesehen hatten, seine Absichten haben könne. Auf der anderen Seite war ich gerührt von der Einfalt und betroffen von dem gefunden Urtheile dieses armen Wilden, der beim Anblicke der Werke der Missionäre so richtig auf deren Wahrhaftigkeit geschlossen hat.

Wie sehr wir uns seinen Unterricht angelegen

sein ließen, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Man prüfte ihn längere Zeit und sein Wille wurde sich nie untreu. Nach mehreren Monaten des Wartens gewährte man ihm endlich, um was er so dringend bat; das Wasser der Wiedergeburt machte ihn zu unserem Erstbefehrten. Seitdem blieb unser Thomas Okoro immer treu. Die härtesten Schläge setzten seinen Glauben auf die Probe, ohne ihn erschüttern zu können: er verlor eines nach dem andern, drei seiner getauften Kinder und nur eines blieb ihm noch zur Seite. Seinen Brüdern, die ihn höhnten und ihm vorwarfen, seine Kinder durch die Taufe getödet zu haben, antwortete er immer mit der nämlichen Festigkeit und gleichen Ergebung: „Er weiß, was er macht.“

Ein Unfall von Seitenstechen heftete ihn an seine Matte und das setzte einen neuen Kampf ab; die Leute seines Hauses verdoppelten ihre Angriffe, um ihn zu zwingen, den Fetischen seiner Hütte Opfer darzubringen. Eines Tages gingen sie soweit, daß sie mit Gewalt Opferblut über seinen Leib ausgossen. Er ließ mich rufen und ich legte mich ins Mittel. Ich rief die Häuptlinge des Viertels zusammen und drohte ihnen mit schwerer Strafe, wenn sie die Wiederholung des Auftrittes gestatten würden. Thomas ging siegreich aus dieser Prüfung hervor und dankte Gott, der ihn den Fetischen zum Troze gerettet hatte. Durch sein Wort und besonders durch sein Beispiel leistet Thomas unter diesem Volke eine langsam aber sicher wirkende Arbeit und mit der Gnade Gottes wird unser erstgeborener Sohn unsere treue Stütze bleiben.

\* \* \*

## Okote.

Die Gebete derer, die zum Himmel vorangegangen, tragen hier wiederum ihre Früchte. Wiederum unterrichten wir einen Heiden, der von besten Gesinnungen belebt zu sein scheint und in dem die Gnade in ganz besonderer Weise wirksam erscheint.

Okote, (das ist sein Name,) hatte nie Beziehungen zu uns, es sei denn nur, um uns einigemal Fische und Birnen zum Kaufe anzubieten. So kannte ich ihn denn auch kaum; alles, was ich von ihm wußte, war, daß er ein mehr oder weniger naher Verwandter unseres Thomas war und zu den Protestanten ging. Eines schönen Tages nun stellte sich Okote an die Türe der Mission und verlangte mich zu sprechen. Einigermassen erstaunt über seinen Besuch,

führe ich ihn auf mein Zimmer. Kaum hatten wir da Platz genommen, als er selbst das Gespräch einleitete. Ich will ihn reden lassen und die bildreiche Sprache, diese Eigentümlichkeit in der Sprache der Schwarzen, so gut als möglich übersetzen.

„Ich weiß, Vater, daß du mich nicht kennst,“ sagte er, „daher kann dein Kopf nicht begreifen, warum ich in dein Haus gekommen bin; aber ich will es dir sagen und wenn mein Wort zu Ende sein wird, dann erst wirst du mir sagen, was du davon denkst. Höre: seit langem ist mein Herz verwirrt und wenn ich die Hand auf die Brust lege, so fühle ich, daß es sehr stark schlägt; deswegen bin ich gekommen, um mit dir zu reden.“

Vor Jahren, da ich noch ganz klein war, gab mir mein Vater einen Feuerbrand in die Hand, nahm ein Huhn in die Feinige und führte mich zu einem großen Baume im Walde, um dem Geiste meiner Eltern Hühner zu opfern. Aber nach und nach begann mein Herz in meiner Brust zu schlagen; Männer, die über das salzige Wasser (Meer) gekommen waren, ließen meine Ohren das Wort des großen Gottes hören und mein Kopf begann, an dieses Wort zu denken und mein Herz schlug. Wenn ich an das große Wasser ging, vergaß ich bisweilen meine Arbeit und, aufrecht bei meinem Fahrzeuge stehend, irrten meine Augen bei der Betrachtung des Wassers, das breit ist. Wenn der Wind sehr stark wehte, das Wasser hob und die Bäume beugte, wenn das Feuer des Himmels mit Gefrache niederfuhr, Bäume und Häuser verzehrend, da sagte mir mein Kopf: „Das ist nicht der Fetisch des Waldes, der all dies getan hat; das ist die Hand des großen Gottes, des Schöpfers von allem, was ich sehe. Dann ging ich und hörte diejenigen an, welche vom großen Gotte redeten und ich lernte zu ihm beten. Dann vergaß mein Fuß den Weg zum Walde und meine Hand streckte sich nicht mehr aus, um das Blut über die Fetische meines Vaters auszugießen.“

So vergingen mehrere Jahre, als ich eines Tages, es ist schon lange her, da die Gewässer seitdem dreimal gestiegen und gefallen sind, in Gesellschaft meines Bruders Thomas dich besuchte. Du und Thomas, ihr redetet miteinander; mein Mund aber blieb geschlossen. Dein Auge schaute mich an, und als du genug geschaut hattest, fragtest du Thomas, ob ich zu dem großen Gott bete oder ob ich es mit dem Fetisch halte. Als Thomas dir gesagt hatte, daß ich keine Hennen mehr für die Fetische töte, sondern daß ich zu den Protestanten gehe, nahmst du beide Augen, um mir ins Gesicht zu schauen und nachdem du mich lange genug angeschaut hattest, öffnete sich dein Mund, um mir zu sagen: „Du

gehst, nur das Wort der Menschen anzuhören und nicht das Wort des großen Gottes.“

Als dieses Wort an mein Ohr drang und sich in mein Herz senkte, fing mein Kopf an, nachzudenken. Ich schlug wieder den Weg nach meiner Hütte ein; meine Frau brachte mir meine Obisstaude und mein Palmöl; aber die Obisstaude und das Öl wurde kalt; meine Hand rührte sie nicht an und mein Mund öffnete sich nicht, um sie zu essen. Die Sonne war schon lange verschwunden und meine Augen waren nicht geschlossen, denn mein Kopf dachte. Am Morgen rann das Wasser nicht über meine Haut, um mich zu waschen, denn mein Herz war traurig. Meine Füße wollten dich aufsuchen, aber die Scham zog über mein Gesicht, weil ich fürchtete, daß die Leute über mich lachen würden. Dann sagte ich zu meinem Herzen:

„Schlage mich nicht; ich werde die Augen brauchen, um zu sehen und mein Kopf wird denken, bis ich den Weg, der nicht krumm ist, finde.“

Mein Herz hat mir aber seitdem keine Ruhe gelassen; an allen Versammlungstagen (am Sonntag) sagte ich, wenn ich bei der Kapelle vorüberging, zu mir: „Dahin sollst du gehen.“ Heute ist mein Herz zu hoch gestiegen und ich kann seine Schläge nicht mehr ertragen. Gott hat mich mit seinem Auge angesehen; er hat mir die Hand hingestreckt, um mich zu unterstützen. Die Scham ist von meinem Gesicht gewichen und ich bin zu dir gekommen, damit mein Ohr das Wort des großen Gottes höre.“ Als er fertig war, heftete er einen Blick auf mich, der sagen wollte: ich bin in deinen Händen, mache mit mir, was du willst.

Es wurde beschlossen, daß er kommen und sich unterrichten lassen sollte. Seit dieser Zeit hat er nie unterlassen, der hl. Messe beizuwohnen; er ist jeden Morgen früh in der Kapelle und bringt oft Freunde mit, die er durch sein Beispiel und seine Worte anzieht.

Vater J.

\* \* \*

## Allerliebstes Briefchen einer Christin.

Vor kurzem erhielt ich, schreibt ein Missionär aus Afrika, von einer Neubefehrten folgendes Briefchen:

„Vater, es ist schon lange, seitdem du uns nicht mehr besucht hast. Du hast mich das Wort Gottes kennen gelehrt; dann hast du mich sehr glücklich gemacht, aber ich, ich habe nichts, was dich glücklich

machen kann. Dennoch wird dir mein Wort, so wie es ist, wenn du es verstehst, vielleicht Freude machen; es ist wahrscheinlich."

„Dein Herz dachte zu uns hin; du hast ihm gehorcht; siehe, da schickt dich Gott zu uns. Deinen Vater, deine Mutter, deine Verwandten und Freunde in großer Zahl, auch sie hast du verlassen; fern von ihnen, zu uns hast du dich gewendet, so sehr hast du uns geliebt; wegen all dem liebe auch ich dich.

Wie glücklich hast du mich gemacht! Ich, ich weiß nicht, was ich tun soll, um dich glücklich zu machen.“

„Wenn der „große Betende“ (der Bischof), wenn auch du fortgehst, dann werden wir verwaist. Vater, wenn das geschieht, dann macht es uns Schmerz, durch deine Gegenwart war unser Herz stark.“

„Korona Daba ist's, die redest.“

„Diesen ganz kleinen Brief für den „kleinen Betenden“ habe ich ihm geschrieben.“

Wenn ich dürfte, verehrte Leser, so würde ich Sie um ein Almosen bitten, um das-

selbe unserer kleinen „Korona“ als Belohnung zu geben; sie trägt, so setze ich voraus, diesen Namen in Vorausicht der Krone, welche ihr Gott einst geben wird; das ist ein Name der Vorherbestimmung für den Himmel, nicht aber für die Erde, denn das arme Kind ist sehr unglücklich.

\*

\*

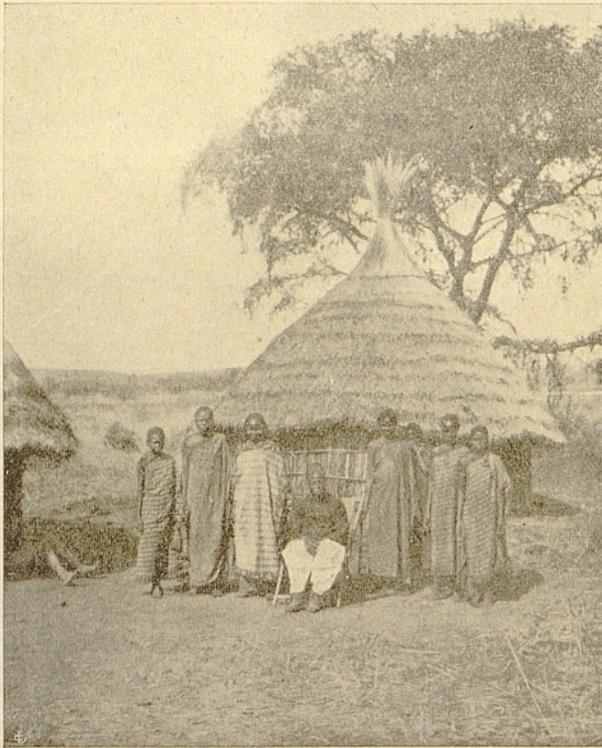
\*

## Eine Bluttaufe.

Eine Missionschwester in Uganda schreibt:

Vor einigen Monaten wurde vor dem heimischen Gerichtshofe und dann vor der englischen Behörde in Kampala ein Fall verhandelt, der Aufsehen erregte. Gegenstand desselben war der Mord oder vielmehr das Martyrium einer Frau. Der Vorfall war folgender:

Ein Heide hatte drei Frauen. Von der allgemeinen religiösen Bewegung ergriffen, begannen alle drei zu beten und sich im Glauben unterrichten zu lassen. Der Heide kam hinter ihr Geheimnis und geriet in eine furchterliche Wut. Von Drohungen kam es zu Tätlichkeiten und zwei der Frauen ließen sich auch durch die Schläge einschüchtern. Die dritte, die Lieblingsfrau, blieb standhaft. Um aber den Zorn ihres Herrn und Gebieters nicht übermäßig zu reizen, ging sie von nun an in ein entfernteres Dorf zum Unter-



Ein schwarzer Offizier mit seinen Frauen.

richt. Der Heide aber verfolgte ihre Spur und fuhr fort, sie zu mißhandeln. Sie fuhr fort, zu beten. Die Leidenschaft, die der Heide für seine Frau gehabt hatte, verwandelte sich in glühenden Haß und er brütete Rache. Eines Tages befahl er seinen drei Frauen, ihm zum Seeufer zu folgen, er wolle fischen. Auch das Kind seiner Lieblingsfrau war dabei. Als es Abend ward, gebot er den beiden andern Frauen, nach Hause zu gehen und das Kind mit sich zu nehmen. Sie zögerten und wagten erst zu widerstehen, denn eine böse

Ahnung stieg in ihnen auf, aber sein Zorn schüchternete sie ein. So entfernten sie sich schweren Herzens.

Als die Nacht anbrach, kam der Heide allein nachhause. Die Frauen wagten nicht, ihn nach dem Verbleib ihrer Gefährtin zu fragen. Auch der folgende Tag verstrich ohne Nachricht von ihr und noch ein zweiter und dritter. Da machten sie verstoßen Anzeige. Man forschte nach, man ergriff den Mörder und er machte kein Hehl aus seinem Verbrechen. Voller Haß enthüllte er die freche That und den Grund derselben — Haß gegen die Religion. — Er hatte im Sande des Seeufers ein Loch gegraben, den Kopf seines Opfers hineingesteckt und es so im Sande erstickt. Die Frau war eine Bekennerin im wahren Sinne des Wortes, denn eine Bewegung nur hätte ihr Leben gerettet. Sie hatte noch nicht die hl. Taufe empfangen. Der Mörder wurde durch den einheimischen Gerichtshof zum Tode durch den Strang verurteilt. Das englische Gericht bestätigte das Urteil.

\* \* \*

### Ein grosses Opfer.

Im November vorigen Jahres fiel ein junges Kaffernweib plötzlich in eine schwere Krankheit und bat um die hl. Taufe. Doch da gab es eine schwere Bedingung. Sie war die Nebenfrau ihres ebenfalls noch heidnischen Mannes, mit dem sie im besten Frieden und vollster Eintracht gelebt hatte. Ihre gegenseitige Liebe war groß und nun sollten sie sich für immer voneinander trennen, nachdem sie kaum ein Jährchen zusammen gelebt hatten! Der Mann war außerdem noch fünf Ochsen für sie schuldig. Gern wollten sie sich zu allem Übrigen verstehen, wenn sie nur hätten beisammen im Kraal bleiben dürfen. Der Kampf war schwer, besonders weil sie vom Christentum noch eine sehr unvollkommene Kenntniss hatten. Doch die Gnade siegte. Ganz und vollständig stimmten zuletzt beide in die Trennung ein. Die junge Frau warf ihre Perlen

und den ganzen heidnischen Schmuck in Gegenwart aller von sich und empfing mit großer Reue und innigem Verlangen die hl. Taufe. Ihre Befehrung war aufrichtig und erbaute uns alle im höchsten Grade. Schon in der folgenden Nacht starb sie in frommer Ergebung in Gottes hl. Willen. Seitdem kann man ihren Mann jeden Sonntag mit großer Ehrfurcht und ordentlich gekleidet beim Gottesdienste sehen, was früher nie der Fall gewesen; desgleichen bat ihre Mutter um Kleider.

\* \* \*

### Urteil eines heidnischen Kaffern über eine gemischte Ehe.

Wir haben in unserem Missionsbezirk Maria Ratschitz einen heidnischen Kaffern namens Luhayi Mtschiako, der vier Weiber und dementsprechend einen ganzen Haufen Kinder hat. Von den Kindern der ersten Frau sind hier in der Nähe der Station ein Sohn und eine Tochter verheiratet. Bei letzterer weilt seit ein paar Jahren auch die Mutter; sie verließ mit Zustimmung ihres Herrn und Gemahls den Kraal und kam hierher, um Christin zu werden; ein Glück, das ihr vor einem Vierteljahr auch zuteil wurde. Der alte Heide weiß recht gut, daß die drei anderen Weiber und er selbst nicht getauft werden können, es sei denn, er entlasse dieselben; davon will er jedoch nichts wissen. Trotzdem befindet er in einem anderen Punkte eine merkwürdige, höchst löbliche Strenge. Eine seiner Töchter wohnt auf dem Missionsgrund bei ihrem Bruder und zählt zu den besten und verlässigsten unserer Mädchen. Ein protestantischer Bursche, der jedoch ob seines gesetzten, ruhigen Charakters den besten Eindruck macht, hat schon oft um die Hand des Mädchens angehalten, aber jedesmal vom alten Luhayi die Antwort erhalten: „Gehe zuerst zu den Trappisten, lerne daselbst und werde Katholik! Ich gebe mein Kind keinem, der nicht denselben Glauben hat wie sie.“



## Am Marterpfahl.

Novelle von Pater Bernard Jörn, Sohn des heiligsten Herzens Jesu.

Raum wurden die Wilden der Gefangenen anständig, so stießen sie insgesammt ein Freudengeschrei aus. Auf einem nahen Hügel wurde etwas, wie man in Europa z. B. eine Bühne für ein Theater aufschlägt, hergerichtet; sie und ihre Leiden nämlich sollten allen zum Schaupiele dienen! Ein jeder schnitt im Gehölze, wie es ihm seine eigene Grausamkeit eingab, Stöcke oder Dornen ab, um sie so grausam als möglich zu empfangen.

Bevor die Opfer ans Land stiegen und durch das Spalter, welches die Fenster vom Ufer bis zu jener Vorrichtung bildeten, geführt wurden, beraubte man sie ihrer Kleider. Der arme Pater Byron wurde zuletzt ans Land gesetzt, damit er gezwungen würde langsam und getrennt zu gehen, und man ihn so nach Lust behandeln könnte.

Doch lassen wir ihn diese so grausame Szene selbst erzählen: „Sie überhäuften uns mit so viel Schlägen, daß ich unter ihrer Zahl und Grausamkeit zur Erde fiel. Sei es aus Schwäche, oder sei es aus Mutlosigkeit, ich stand nicht wieder auf; ich glaubte, diesmal sterben zu müssen! Gott allein, zu dessen Ehre zu leiden, ich mich freute, weiß, wie lange und wie unbarmherzig sie mich marterten! — Nur einer grausamen Nachsicht, nämlich mich noch lebendig in ihr Land bringen zu können, verdanke ich diesmal mein Leben. Halbtot und mit Blut überronnen wurde ich auf den Hügel getragen, oder besser gesagt, geschleift. Wie lange ich daselbst gelegen, vermag ich nicht anzugeben. Als sie sahen, daß ich wieder zu mir kam und meine Kräfte etwas zunahmen, fielen sie von neuem über mich her; Kopf und Rücken wurden wieder von einem wahren Hagel von Schlägel zerfleischt. Es würde kein Ende nehmen, wollte ich alles erzählen, was ich da zu leiden hatte: Einen Finger brannten sie mir ganz ab, einen andern zermalnten sie mir mit ihren Zähnen und die noch übrigen verdrehten sie mir und entstellten sie derart, daß sie kaum mehr als solche kenntlich waren. Das Los meiner übrigen Leidensgefährten war nicht besser.

Gott hat uns wohl erkennen lassen, daß er uns nicht vergessen, sondern sich unser annehme, sonst

hätten wir es überhaupt nicht so lange aushalten können; aber er zeigte uns auch mehr als zu Genüge, daß er unsere Treue und unsere Standhaftigkeit prüfen wolle. — — Einer dieser Wilden, voll unerfättlicher Blutgier, schritt auf mich zu, in der Rechten trug er ein Messer. — — — Raum hatte ich mich versehen, so hatte er auch schon mit seiner Linken meine Nase erfaßt und schickte sich an, mir selbe mit dem Messer abschneiden zu wollen. Was konnte ich machen? Schon lange hatte ich dem lieben Gott mein Leben für das Heil dieser Unglücklichen zum Opfer gebracht; ich erhob also meine Augen gen Himmel und erwartete ängstlich, was mit mir geschehen werde.

Es ging besser, als ich zu hoffen gewagt: eine geheime Macht hielt den Schwarzen zurück; er entfernte sich. Nach einer Viertelstunde kehrte er zurück; es schien, als ob er sich seiner Nachsicht schäme und jetzt um so entschlossener sei, das Verfümte nachzuholen! Doch eben dieselbe Macht, die zuvor, hielt ihn auch jetzt noch zurück und er mußte sich zum zweiten Male unverrichteter Dinge wieder entfernen. Großer Gott! wie bist du doch gut gegen uns! Doch, anderseits betrübte es mich auch wieder, daß dieser Unhold sein Vorhaben nicht an mir ausgeführt; die Wilden pflegen nämlich einen derart Entstellten gleich nachher zu töten, und so wäre ich mit der Palme des Martertums für ewig in die himmlischen Freuden eingegangen!“

Von den übrigen Gefangenen hatte Ras am meisten von den Wilden auszustehen: Sie schnitten ihm beide Daumen ab und stachen durch die Wunde der linken Hand einen spitzen Stock bis zum Ellbogen hinein. Er erlitt diese Marter als wahrer christlicher Held; kein Seufzer entfloß ihm, keine Träne rollte über seine Wangen! Pater Byron jedoch, obgleich er für seine eigenen Leiden unempfindlich schien, konnte bei dieser Szene seine Tränen nicht mehr zurückhalten!

Ras bemerkte dies und zu seinen Henkern gewendet, sprach er mutvoll zu ihnen: „Glaubet nur nicht, daß diese Tränen von Schwachheit herrühren; nein, nicht Mangel an Mut, sondern seine väter-

liche Liebe zu mir erpreßt sie ihm! Habt ihr ihn je in seinem eigenen Leiden weinen gesehen?"

Gerührt sprach nun auch Pater Byron: „Führwahr, mein Sohn deine Leiden schmerzen mich mehr, als die meinigen. Doch, Mut! vergiß nicht, daß es ein anderes Leben gibt. Gott, der alles sieht, wird uns in demselben reichlich vergelten, was wir für ihn gelitten haben!“

„Ganz gewiß denke ich daran,“ erwiderte Nas, „und mit der Gnade Gottes werde ich standhaft bleiben bis zum Tode!“

Am folgenden Morgen wurde aufgebrochen: der Trupp, von dem wir bisher gesprochen und der unsere Gefangenen führte, zog weiter, der Heimat zu; die andern marschierten, wie sie vorgehabt, noch in den Krieg.

Noch vier Tage war man vom Bestimmungsorte entfernt. Die übermäßige Hitze und der klägliche Zustand der Gefangenen machte diesen Weg, der noch zu Land zu machen war, sehr beschwerlich. Man lud ihnen einen großen Teil des Gepäcks auf. Auch der Wächter des Pater Byron lud, ohne sich um dessen Schwachheit und Erschöpfung zu kümmern, einen Teil seiner Last auf dessen zerشلagenen und blutenden Schultern. „Indessen“, fügte Pater Byron mit einem bewunderungswürdigen Gefühle von Liebe und Demut hinzu, „wurde ich doch ein wenig geschont; sei es, weil ich so schwach war, sei es weil ich mir so wenig daraus zu machen schien; so stolz war ich, bis in die Gefangenschaft und im Angesichte des Todes!“

Was die Beschwerlichkeit der Reise vermehrte, war der gänzliche Mangel an Nahrungsmitteln, die alle aufgezehrt waren; nur ein wenig schlechte Früchte konnte man im Gehölze sammeln. — Am zweiten Tage hofften die Gefangenen eine Erleichterung zu bekommen; sie sahen nämlich, daß man da, wo man das Zelt aufschlug, Feuer machte und Kessel zubereitete. Hatte einer von ihnen vielleicht ein Wild geschossen, daß man nun zubereiten und unter alle verteilen wollte? Doch, o, wie täuschten sie sich! Um sich selbst zu betrügen — — damit sie den Hunger nicht gar so sehr merkten, hatten die Wilden weiter nichts vor, als Wasser warm zu machen und jenes dann in großer Quantität zu trinken. Die armen Teufels hatten auch nichts zum Rauen mehr! — Also ohne jegliche Nahrung und Erquickung mußte man sich zur Ruhe begeben, wenn überhaupt von Ruhe die Rede sein konnte.

Raum graute der folgende Morgen, so brachen die Wilden wieder auf; der Hunger trieb sie an, ihre Schritte immer zu beschleunigen.

Pater Byron war mit einem Neubefehrten etwas

hinter dem Zuge zurückgeblieben; als er glaubte, nicht sonderlich von den Wilden beobachtet zu werden, riet er jenem, sich im Gebüsch zu verbergen und nach einer Weile davon zu fliehen und sich zu retten.

„Aber Sie, mein Vater“, sagte der fromme Jüngling, „was werden denn sie anfangen? Werden die Wilden sich an Ihnen nicht rächen?“

„Was mich betrifft“, antwortete Pater Byron, „so siehst du auch wohl ein, daß ich unmöglich fliehen kann und darf. Ich bin fest entschlossen, lieber alles zu dulden, als meine geliebten Kinder zu verlassen. Wenn ich auch sonst nichts für sie tun kann, so kann ich sie doch wenigstens trösten, ihnen die hhl. Sakramente der Kirche spenden und sie auf einen guten Tod vorbereiten!“

„Lassen Sie denn auch mich mit Ihnen kommen“, sprach der Jüngling tief bewegt; „ich bin bereit, Ihr Los zu teilen, mag es da kommen, wie es will.“ —

Ein junger Wilder, der sie doch bemerkt, stets überwacht und keinen Augenblick aus den Augen verloren, kam auf sie zu; gewiß nicht mit guten Absichten! — Er befahl ihnen, ihre Bekleider ausziehen, damit sie ihnen im Gehen nicht hinderlich seien. Kaum noch dürftig mit dem Hemde und der Unterhose bedeckt, mußten sie die beschwerliche Reise fortsetzen. So gelangte man an einen Fluß; er war nicht reißend, aber ziemlich tief. Die Schwarzen, die wie Frösche schwimmen, stürzten sich sogleich hinein und rissen auch den armen Vater mit sich hinein; dann aber überließen sie ihn sich selbst, unbekümmert, wie es ihm ergehen werde. Glücklicher Weise konnte er auch schwimmen, sonst wäre er unrettbar verloren gegangen!

Am dreißigsten Tage des Marsches, gerade am Vorabende des Festes Mariä Himmelfahrt, gelangten sie bei den Räuberhöhlen — oder, wie soll ich sie sonst nennen? — der Wilden an. Das gebräuchliche Signal der Ankunft war gehört worden; die Einwohner des nächsten Dorfes waren zum Ufer gekommen, um die Gefangenen zu empfangen: Männer, Weiber, Jung und Alt, alle waren mit Stöcken und eisernen Hacken bewaffnet.

„Immer dünkte ich“, sprach Pater Byron zu einem seiner Leidensgenossen, „daß dieser große Freudentag für den Himmel ein Schmerzentag für uns sein werde und ich danke dafür meinem lieben Jesus! Die Freuden des Himmels kann man sich ja nur mit vielen Leiden erkaufen.“

Wirklich wurden die Gefangenen mit einem Hagel von Schlägen empfangen und, da ein Kahlkopf für diese Barbaren etwas Widriges ist, zog Pater Byron

ihre besondere Aufmerksamkeit auf sich: Sein Fleisch wurde bis auf's Gebein mit den Nägeln zerrissen und zerlegt. Ein alter griesgrämiger Zauberer, der wohl der Bruder jener Großmutter Luzifers gewesen sein mochte, rief ihnen zu: „Glende, ihr seit verloren; es ist keine Hoffnung mehr für euch; bereitet euch zum Tode vor; die Scheiterhaufen und der Marterpfahl sind schon bereit, ihr werdet lebendig verbrannt.“

An die Spitze des Zuges stellte man Ras, weil er in den Augen der Wilden, deren tapfersten Häuptling er erschossen, einer der schuldigsten war. Dann kamen in gewissen Zwischenräumen die getauften Neger; Vater Byron schloß den traurigen Zug. Zu beiden Seiten des Weges hatten sich, wie bereits erwähnt, die Wilden aufgestellt. Ein Häuptling wandte sich an die jungen Leute und ermunterte sie, auch die Gefangenen wohl zu begrüßen. Es war dies eine jener spöttisch-grausamen Redensarten, die beim barbarischen Empfange der Gefangenen üblich waren.

Auf ein gegebenes Zeichen setzte sich der Zug in Bewegung; es war wirklich einer jener Wege zum Himmel, von denen es im Evangelium heißt, daß sie sehr schmal und schwierig seien, den sie jetzt wandeln mußten! — — Alle Arme erhoben sich zugleich und es wurde jedem zu lang, bis er sein Opfer erreichen konnte. Vater Byron glaubte seinen Erlöser in der Geißelung zu sehen und rief mit David aus: „Die Sünder schlugen lang und grausam auf mich, wie der Schmied auf das Eisen!“

Wilhelm war gräßlich entsetzt, gebrochen und in Blut gebadet, fiel er erschöpft zu Boden. In seinem Gesichte war außer den Augen kein gesunder und weißer Fleck mehr geblieben! Er vermochte nicht mehr selbst auf das Blutgerüst zu steigen; man mußte ihn hinaustragen.

Vater Byron hatte, außer den Leiden, die mehr oder minder allen gemeinschaftlich waren, noch andere auszustehen: Eine eiserne Kugel, die ein Kilogramm schwer war und am Ende einer Schnur befestigt war, wurde mit Kraft geschleudert und traf ihn mitten auf die Lenden. Sogleich fiel er wie tot zu Boden, er erholte sich jedoch wieder und erreichte das Blutgerüst. — Als alle Gefangenen auf diesem Theater des Schreckens, das für sie jedoch ein Ort der Glorie werden sollte, angekommen waren, wartete man einen Augenblick. O, schrecklicher Augenblick! o, peinliche Pause! o, marternde Ruhe!

Dann erhob ein Häuptling seine Stimme und sprach mit höhnenbem Lächeln: „Brüder, Stammesgenossen, tretet heran und statet diesen Fremden nochmals einen letzten Gruß ab!“ — Sie traten

hinzü, wie Hyänen, schlugen sie mit ihren dornigen Stöcken und, da der Häuptling fürchtete, man möge sie totschlagen, befahl er ihnen, sich etwas zu entfernen.

Dann stieg ein Mann mit einem langen Stöcke auf die Vorrichtung und gab jedem Gefangenen damit drei gewaltige Schläge auf den Rücken. Als er bemerkte, daß Vater Byron noch zwei ganze Nägel habe, rief er sie ihm mit den Zähnen aus. Nun kamen auch die andern Wilden, mit Messern bewaffnet, hünzu; den einen zerhackten sie die Finger, den andern schnitten sie ganze Fetzen Fleisch vom Leibe. Da ihre Grausamkeit sich nach dem Range der Opfer bemas, behandelten sie den armen Vater noch viel grausamer. Dieses verdankte er der Achtung, die ihm seine Gefährten auf der Reise gezollt. Er wurde als ihr Häuptling angesehen und behandelt.

Der Großvater Luzifers (anders kann ich ihn nicht nennen!) kam auch mit seiner schrumpfeligen Frau hünzu und befahl ihr, dem Vater Byron den linken Daumen abzuschneiden. Zuerst weigerte sie sich, da sie jedoch von den andern verspottet und von ihrem Manne mit dem Tode bedroht wurde, gehorchte sie. Sie warf sodann das blutige Glied zu Boden.

Vater Byron hob seinen Daumen wieder auf, erhob ihn gen Himmel und brachte ihn Gott zum Opfer; wie er sagte, für die Unehrerbietigkeit, mit der er so viele Jahre hindurch seinen heiligsten Leib im allerheiligsten Altarssakramente berührt. Da jedoch Wilhelm ihn bemerkte, daß diese Wilden, wenn sie es sehen, grausam genug wären, ihn zu zwingen, seinen eigenen blutigen Finger zu verzehren, warf er ihn weit von sich.

Bald darauf mußte Ras dieselbe Marter erdulden. Man schnitt ihm mit einer Austerschale den rechten Daumen ab. Während dieser grausamen Qual hörte man ihn immer nur mit lauter Stimme die hhl. Namen Jesus, Maria und Josef wiederholen. Das Blut floß ihm aus dieser Wunde wie ein Bächlein und bald wäre der Tod erfolgt, wenn nicht ein Wilder es bemerkt und, sei es aus natürlichem Mitleiden, sei es, um mit dem Leben der Opfer auch ihre Qual zu verlängern, von dem Hende des Missionärs ein Stück abgerissen und die Wunde damit verbunden hätte. Diese einfache Vorkehrung war hinreichend, und Gott wollte, daß sie den besten Verband ersetzte.

Als es Abend geworden, ließ man die Gefangenen herabsteigen und führte die noch Lebenden in eine Hütte. Diejenigen, die ihren Martern erlegen waren, warf man einfach etwas beiseite und überließ ihre Leichname den Hyänen und Raubvögeln. Auch die Wilden zogen sich zu einer kurzen Ruhe zurück. Ein

paar geröstete Kornähren und ein wenig Wasser, in das man so viel Mehl gestreut, daß es eben weiß wurde, genügte zwar nicht, ihren Hunger zu stillen, wohl aber, um den Gefangenen das Leben zu neuen Martern zu erhalten.

„Gott sei Dank!“ wird hier vielleicht mancher aufatmen und denken, daß der arme Pater doch endlich einmal ein wenig Ruhe bekommen; doch, täuscht euch nur nicht! Die Nacht wurde für ihn und seine noch lebenden Gefährten zur neuen Folter.

Sie waren an Händen und Füßen gefesselt und so an vier in die Erde gesteckte Pfähle befestigt, daß sie sich weder regen noch bewegen konnten; ich spreche nicht einmal von den zahlreichen Insekten, die sie fortwährend peinigten und auch nicht von dem Ungeziefer, das die Unreinlichkeit dieser Wilden anzieht! Größeren Schmerz noch bereiteten ihnen die kleinen Kinder der Wilden. Diese ließ man die ganze Nacht bei den Gefangenen, damit sie an ihnen gleichsam die Schule der Grausamkeit durchmachen könnten. Dies taten sie leider nur zu gut: Sie fanden ihr Vergnügen daran, lange Dornen in das weiche und mürbe geschlagene Fleisch zu stecken und ihre alten Wunden zu reizen, um so das Blut herausfließen zu sehen. Auch legten sie ihnen brennende Kohlen und glühende Asche auf den Leib und hatten eine grausame Freude daran, zu sehen, wie die Opfer vergebens sich anstrengten, sich ihrer zu entledigen.

Stolz auf ihren Sieg, beschloßen die Ältesten dieses Dorfes ihre Opfer auch den Bewohnern eines andern Dorfes ihres Stammes, das ungefähr acht Kilometer weiter westlich liegt, zu zeigen. Es wurde also der Weg dorthin angetreten. Auf diesem Marsche hatte Pater Byron wieder eine besondere Verdämigung zu bestehen: Sein Wächter nahm ihm sein Hemd weg, ohne Zweifel aus Furcht, es später nicht mehr zu bekommen. In diesem Zustande (er hatte nur mehr eine schlechte Unterhose an) ließ der Unbarmherzige den armen Pater weiter gehen. Eine Weile ertrug er auch diese Schmach geduldig, dann aber faßte er sich ein Herz und sagte; „Warum denn, mein Bruder, beraubst du mich so, da du doch schon all mein Gepäck besitzt?“

Der Barbar schien diesmal Mitleid mit ihm zu haben: er gab ihm zwar sein Hemd, aus dem angeführten Grunde nicht zurück, wohl aber ein großes Tuch, das zur Einwicklung seines Gepäcks gedient hatte. Das genügte, um seine Schultern und teilweise den Rücken zu bedecken. Die Sonne sandte ihre Strahlen so glühend heiß auf die noch unbedeckt gebliebenen Stellen, daß die Haut wie gebraten, gedörrt schien und sich endlich ganz ablöste.

Der Empfang der Gefangenen in diesem Dorfe glich dem in dem ersten, ja er war in gewisser Hinsicht noch grausamer: da ihrer nicht mehr so viele waren, konnte man besser auf sie zielen. Die Wilden dieses Dorfes suchten die Opfer hauptsächlich vorn auf die Beine zu schlagen und bedeckten sie mit Quetschungen, welche ganz schneidende Schmerzen verursachten. Als sie zur Marterstätte geführt wurden, trafen sie daselbst schon andere neue Gefangene, die man unterdessen noch eingefangen und hierher gebracht hatte. Pater Byron kannte sie; sie waren aus derselben Gegend, aus welcher er und seine Leidensgenossen; vier von ihnen waren noch Heiden. Der Missionär wurde bei ihrem Anblicke und noch mehr bei dem Gedanken, daß sie noch in der Knechtschaft Satans sich befanden und sie bereits zum Tode verurteilt waren, vom tiefsten Mitleide gerührt. Konnte er auch das Leben ihrer Leiber, ebensowenig wie das seinige retten, so wollte er doch wenigstens versuchen, sie des ewigen im Himmel teilhaftig zu machen.

Er trat zu ihnen, tröstete sie und, da sie ihn in demselben Leiden erblickten, verfehlten seine Worte nicht, einen tiefen Eindruck auf ihr Gemüt zu machen. Sie sahen, wie er seine eigenen Schmerzen vergaß um sich nur mit den ihrigen zu beschäftigen und an der Schwelle der Ewigkeit, weigerten sie sich nicht, von Hoffnung sprechen zu hören.

Als Pater Byron sie so bereitwillig sah, das Wort des Heiles zu hören, beeilte er sich, sie in den vorzüglichsten Wahrheiten des Glaubens zu unterrichten. Zwei von ihnen konnte er sogleich taufen; er hätte sie alle taufen können, doch genügten die wenigen Tropfen Wassers, die in Folge des Regens auf den Blättern geblieben waren, nicht zur Gültigkeit des Sakramentes für alle. Einstweilen mußten die andern (es waren diejenigen, die verurteilt waren, etwas später gemartert und getötet zu werden), sich auf eine günstigere Gelegenheit verträsten. Diese bot sich denn auch bald: Auf dem Gange zu einem andern Marterplatze mußte man durch einen Bach gehen. Pater Byron beeilte sich, jedem eine Hand voll Wasser über den Kopf und Nacken zu werfen und dabei die Formel des Sakramentes zu sagen.

Einer von den Begleitern des Paters hatte noch keinen Finger verloren. Ein Wilder nahm es auf sich, das Vergessene nachzuholen. Mit einem Stück Muschel, dessen er sich wie eines Messers bediente, sägte er ihm die Hälfte des rechten Zeigefingers ab; da er den zu zähen und glatten Nerv nicht zerschneiden konnte, riß er ihn mit den Zähnen heraus; dies tat er mit solcher Gewalt, daß der Arm sich ganz krümmte und bis zum Ellbogen entseßlich an-

schwoh. Die Marter der Nacht, die man der Jugend überließ, war eine der grausamsten.

„Unsere Fenster“, so erzählt wieder Pater Byron, „befahlen uns anfangs zu singen, wie es bei den Gefangenen üblich ist. Wir singen also an zu singen des Herrn Gesang im fremden Lande.“

Auf den Gesang folgte die Marter! Mit aus

Baumrinden gedrehten Seilen hängten sie mich bei den Armen an zwei mitten in der Hütte errichtete Pfähle auf. Ich meinte, daß ich verbrannt werde, denn diese Lage geben sie gewöhnlich ihren Opfern. Man brachte jedoch weder Holz noch sonstiges Brennmaterial herbei. Was sollte also mit mir geschehen?“

(Schluß folgt.)



## Verschiedenes.

**Echo aus Afrika.** Illustrierte, katholische Monatschrift. Herausgegeben von der St. Petrus Claver-Sodalität. Preis jährlich mit Post oder Zustellung 1.20 Kronen. — Probenummer gratis.

Inhaltsverzeichnis der achten (August-) Nummer: Die Kukuruku. Ein Volksstamm am rechten Nigerufer. (Von Eugen Strub aus der Lyoner Missionsgesellschaft. — Missions-Korrespondenz: Apostolisches Vikariat von Arabien und Somaliland. (Berbera Msgr. Clark, O. S. Fr. C.) — Apostolisches Vikariat Zentral-Madagaskar. (Zinarantsoa, Joh. Beyzym, S. J.) — Apostolisches Vikariat des Gallasländer. (Harar, Schwester Alphonse-Maria.) — Die Sodalität des hl. Petrus Claver. (Von Dr. Hugo Mioni, Fortsetzung.) — Nachrichten der Propaganda. — Kürzere Missions-Nachrichten. — Chronik der St. Petrus-Claver-Sodalität: Rom (aus dem Tagebuche der General-Leiterin.) Wien.

Illustration: Msgr. Bernardin Thomas Clark, O. S. Fr. C., mit einigen jungen Christen.

Bestelladresse: Salzburg, Dreifaltigkeitsgasse 12.

\* \* \*

**Kleine Afrika-Bibliothek.** Illustrierte, kathol. Monatschrift. Herausgegeben von der St. Petrus-Claver-Sodalität. Preis jährlich mit Post oder Zustellung 1 Krone. — Probenummern gratis.

Inhaltsverzeichnis der siebenten (Juli-) Nummer: Aus dem Babylonlande. (Von einer Weißen Schwester.) — Krieg! Krieg! — Ein Negerkatechist an seine Wohltäter in Europa. — Freitag — bei den schwarzen Neophyten. — Das Ukihlanza-Erbrechen. Auflösung des Diamant-Rätsels aus Nr. 5.

Illustrationen: Muschee Gama el-Nzhar in Kairo. — Hochzeitszug in Agypten.

Bestelladresse: Salzburg, Dreifaltigkeitsgasse 12.

\* \* \*

**Die Löwenplage in Afrika.** Noch immer behauptet der König der Wälder in Afrika seine Rechte. Jüngst noch meldete eine afrikanische Zeitung, daß in Ostafrika ihm in einer Nacht zwei Menschen zum Opfer fielen. Ebendieselbe Zeitung meldet, daß in einer Woche schon fünfzehn Menschen von den Löwen aufgefressen worden seien. Die Küstenstriche an der Ostseite sind derart von solchen Raubtieren unsicher gemacht, daß man es nachts kaum mehr wagen darf, sich aus dem Hause zu begeben. Wohl stellt man schon allenthalben Fallen auf oder man gräbt tiefe Gruben, doch reichen diese Vorsichtsmaßregeln noch lange nicht hin! Wird die Regierung nicht vielleicht einschreiten und einmal einen Kreuzzug gegen sie unternehmen?

\* \* \*

**Der Telephon in Abessinien.** Der Negus Menelik geht mit dem Plane um, auch in Abessinien sowohl Telegraph als Telephon einzuführen. Herr Mourlon aus Belgien ist bereits beauftragte, die ganze Einrichtung zu übernehmen. Auch der Palaß Meneliks soll seinen Telephon erhalten, der mit den hauptsächlichsten Stationen Anschluß haben wird.

Unter der Leitung Mourlons wird das Werk bald vollendet sein. Auf einer Strecke von 1100 Kilometern sind die Stangen bereits gesetzt. Da der Draht oft und weite Strecken hindurch durch die Wüste geht und er oft Gefahr laufen wird, beschädigt zu werden, hat Menelik (zur größeren Vorsicht) durch Priester verkündigen lassen, daß die Telegraphenstangen, sowie der Draht als heilig zu betrachten sind und daß die Beschädiger derselben mit dem Tode bestraft werden.

\* \* \*

**Der grosse Nildamm bei Schellal** (siehe Abbildung in Nr. 7). Ein großartiges und wahrhaft Staunen erregendes Werk haben die Engländer wieder vollendet. Noch einmal mehr haben sie glänzend bewiesen, wie weit es doch der Mensch mit seinem Erforschungsgeiste, seinem Fleiße und seiner Standhaftigkeit bringen kann!

Der Befruchter Ägyptens, der Nil, ergießt sich jetzt nicht mehr nach Belieben, wie er es seit mehreren Jahrtausenden zu tun gewohnt war, über das Land, denn man hat eine riesige Mauer gemacht, die vom einem Ufer zum andern geht. „Willst du, oder willst du nicht?“ muß der ungeheure Strom da seine Schritte fesseln, bis er Erlaubnis bekommt, sich durch die 180 großen Tore, wie und solange es England gefällt, zu verteilen.

Zwei Fragen sind es, deren Beantwortung wohl jeden, der von diesem großen Werke hört, interessieren: Zu welchem Zwecke hat man ein so großartiges Unternehmen begonnen? Und zweitens wäre dann noch kurz dieses Werk selbst etwas zu beschreiben.

Was das Erste anbetrifft, so sei vor allem erwähnt, daß der Nil so ungefähr alle 10 Jahre einmal nicht sehr hoch steigt und infolgedessen er das Land nicht genügend überschwemmen kann. So bleibt der nicht überschwemmte Teil unfruchtbar und das zum großen Nachteile des ganzen Landes. Jenes Wasser nun, das in den übrigen Jahren zu völlig kam, würde man es aufbewahren können für die Zeit, da es wirklich notwendig wäre, würde hinreichen, das ganze Land für immer bewässern und befruchten zu können. Diesen Plan nun haben die Engländer ausgeführt.

In Oberägypten fließt der Nil an die 250 Kilometer zwischen hohen Granitfelsen hindurch. Also zwei Seiten zu einem riesigen Wasserbehälter hat die Natur schon hergestellt! Es galt noch, von unten das Tal zu schließen, aber das war ein

Unternehmen! 20.000 Arbeiter waren von 1899 an (wo der Bau begonnen wurde), bis 1902 nur damit beschäftigt, den Granit für die Miesenmauer zu brechen! Diese Mauer ist unten 24, oben 7 Meter breit. Wie schon erwähnt, sind in derselben 180 große Öffnungen, die durch ebensovielen eiserne Tore geschlossen und geöffnet werden können. Sind sie geschlossen und hat sich das Becken mit Wasser angefüllt, so enthält dies 1.175.000.000 Kubikmeter Wasser.

Selbstverständlich hat dies Werk riesige Geldsummen verschlungen; die Italiener allein verdienten sich daselbst 6.900.000 Kronen.

So wie wir mit Staunen die großen Werke der Vorzeit betrachten, so wird auch dieses nicht minder für alle Jahrhunderte ein Gegenstand der größten Bewunderung verbleiben.

\* \* \*

**Wie verhängnisvoll eine der Mutter Gottes zugefügte Unbill werden kann.**

„Mein Beruf führte mich zu einem Sträfling,“ (erzählt der Seelsorger einer Strafanstalt,) „der zu einigen Jahren schweren Kerfers verurteilt war; er mußte also ein großes Verbrechen begangen haben. Im Laufe des Gesprächs sagte der Unglückliche zu mir:

„Wissen Sie, Hochwürden, warum ich hier bin?“

„Nein,“ entgegnete ich, „das weiß ich nicht; doch aus Ihrer Strafe schließe ich, daß Sie ein großes Verbrechen begangen haben müssen.“

Der Unglückliche seufzte: „Allerdings, ich habe ein großes Verbrechen begangen, aber das allein ist nicht der Grund, warum ich jetzt so unglücklich bin. Einst war auch ich rechtschaffen und überaus glücklich. Ich hatte eine gute Frau, lebte zufrieden mit meiner Familie und befand mich in guten Vermögensverhältnissen. Da kam ein unglücklicher Tag für mich; irgend etwas war nicht nach meinem Wunsche gegangen und so wurde ich aufgeregt. Meine Gattin wollte mich beruhigen, aber umsonst; je sanftmütiger sie mich ermahnte, umso aufgeregter wurde ich; ich tobte, fluchte und suchte alles in meiner Nähe zu vernichten. In meiner unsinnigen Wut, die ich gar nicht mehr bezähmen konnte, nahm ich auch die Muttergottes-Statue, die in einer Ecke des Zimmers stand und vor der ich schon so oft gebetet hatte und schlug sie in Stücke. — — O, hätte ich es doch nimmer getan! — „Heilige Jungfrau!“ rief meine Frau, bleich vor Entsetzen, „was hast du getan!“

Er stockte. Nach einer Weile fuhr er fort: „Von

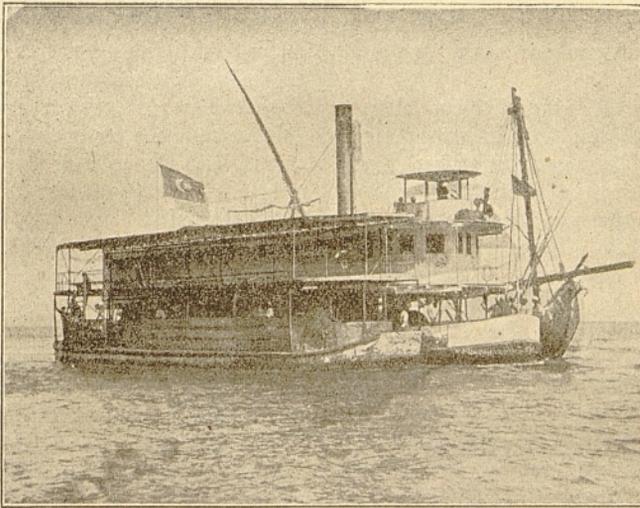
dieser Zeit an war es mit meinem Glück zu Ende; ein Unglücksfall kam nach dem andern; ich geriet in die äußerste Not, wurde zum Dieb und endlich zum Verbrecher. Die erste Ursache also meines jetzigen Unglücks sind nicht diese andern Verbrechen, sondern jenes erste, das ich an der Muttergottes verübt habe.

\* \* \*

**Zeige, dass du Mutter bist.** Die untergehende Sonne sandte ihre letzten Strahlen in ein wohl-

ausgestattetes Zimmer, wo ein abgezehrtes Menschenleben den letzten Kampf kämpfte, gewärtig des schauerlichen Rufes des Todesengels.

An ihrer Seite kniete ihr einziges Kind, ein Knabe von 15 Jahren. Seine so innig geliebte und verehrte Mutter vor seinen Augen hinstirben zu sehen, war mehr, als er zu ertragen vermochte. Lautes Jammern und Schluchzen entrang sich des Knaben Brust und ein Strom von Tränen rann von seinen Wangen nieder. Der Mutter zarte, bleiche Hand ruhte liebkosend auf des Knaben gesenktem Haupte. So hatten sie eine zeitlang in tiefem



**Dampfer.**

Schmerze verharrt, der nur durch das Schluchzen des schwer getroffenen Knaben unterbrochen wurde. Endlich redete die Mutter und in Worten glühender Zärtlichkeit ermahnte sie den Sohn, auf Gott zu vertrauen. „Und vor allem laß Maria deine Mutter sein. Sie, die eine so zärtliche Mutter für den göttlichen Heiland war, wird nicht minder zärtlich gegen die sein, die sich ihrem Schutze und ihrer Fürsorge anvertrauen. Wenn du, mein liebes Kind, jeden Tag Mariens Hilfe ansehest, so wird sie dich nicht hilflos abweisen. Versprich mir, daß, wenn du allein und verlassen dich befindest, auf des Lebens stürmbewegtem Meere, du dann dich immer willst leiten lassen durch diesen Stern, dessen Glanz so rein und fleckenlos ist.“

Richard hob seinen lockigen Kopf empor und zeigte sein mit Tränen benetztes Angesicht. „Fest verspreche ich dir das, liebe Mutter,“ sagte er in schluchzendem Tone. Und wiederum ruhte der Mutter Hand auf seinem gebeugten Haupte, während sie mit zitternder Stimme betete, und an des Knaben Ohr drangen deutlich die Worte: „Zeige dich als Mutter“ und mit einem schwachen Seufzer entwand sich die Seele den irdischen Banden des Körpers.

Unter heftigem Weinen stürzte sich der Knabe auf den geliebten Leichnam. Und auch später eine zeitlang weinte er täglich auf dem Grabe seiner Mutter und, eingedenk der letzten Worte derselben, war sein einziger Ruf: „Maria, meine Mutter, hilf mir!“ Sollte sein Gebet unerhört bleiben?

Richard Anberchon wurde von seiner Tante, deren Sorgfalt er anvertraut worden, in einer religiösen Anstalt untergebracht. Aber die Einschränkung sagte ihm keineswegs zu. Seine bisherige Erziehung war einzig geleitet worden von seiner Mutter, deren Nachsicht keine Grenzen kannte. In seinem Wesen wurzelte ein stolzer, hochmütiger Charakter und je mehr sich das Andenken an seine Mutter aus dem Gedächtnisse verwischte, desto mehr sträubte sich seine ehrgeizige Natur gegen alle Fessel. Die Lehrer, denen seine Lebensgeschichte bekannt war, grämten sich nicht wenig darüber, in ihm solche Eigenschaften entwickeln zu sehen; aber er wollte nun einmal keine Einschränkung erdulden und verließ im Alter von 20 Jahren die Schule.

Nachdem er großjährig geworden, gelangte er in den Besitz eines kleinen Vermögens, das ihm seine Mutter hinterlassen.

Bisher war er bei all' seinen Fehlern dennoch ein treuer Katholik verblieben, aber nunmehr ergab er sich dem Tun und Treiben leichtfertiger Leute, die ihm seines Geldes wegen schmeichelten und er entzog sich ganz den Übungen seiner heiligen Religion. Im Alter von 25 Jahren war er in alle Laster und Schandtaten eingeweiht. Eine Nacht um die andere fand man ihn am Spieltisch oder auf den niedrigsten Schleichwegen. Da er jede Erinnerung an sein früheres Leben aus seinem Geiste ausmerzen wollte, erlaubte er sich jede Art von Gotteslästerung, sodas selbst seine verkommenen Kameraden schauderten, wenn solch wüste Reden über seine Lippen kamen. Zuletzt, als das Geld ihm abging, sah er sich nach Mitteln um, sich solches zu verschaffen und er fiel in die Hände berüchtigter Diebe, die in ihm einen fertigen Helfershelfer fanden, und sie entwarfen Pläne zur Plünderung einer Bank. Sie bestimmten den Ort in der Nähe ihrer Wohnung, wo sie sich treffen wollten; es war gerade am Eingange zur Kirche der „Unbefleckten Empfängnis“. Richard, der sehr diensteifrig war, kam zu der besagten Stelle viel zu früh, es wurde eben der nachmittägige Gottesdienst gefeiert. Ohne den Namen der Kirche zu beachten, tritt er ein. Man stelle sich seine Überraschung vor, als er sich zur Vesper in einer katholischen Kirche befand. Ein Chor reiner Kinderstimmen hatte gerade das Ave Maris stella zu singen begonnen. Richard horchte neugierig, bis dann die Worte «Monstra te esse matrem» (d. h. „Zeige, daß du Mutter bist!“) sein Ohr trafen; es war dies wie eine Stimme aus der andern Welt. So hatte seine Mutter sterbend gebetet, so hatte sie ihn beten geheißen. Er fiel auf die Knie und in einem Augenblick ging an seinem Geiste sein ganzes

Leben vorüber, seine kindliche Unschuld, die guten Lehren seiner Mutter und seiner Lehrer und seine nachfolgende Laufbahn voll Glend und Verbrechen. Er kniete an derselben Stelle noch lange, nachdem schon alles Volk sich zurückgezogen. Der Sakristan kam, zündete die Lichter an und bald erschien ein Priester in weißen Haaren, der ihn an der Schulter berührte und auf den Beichtstuhl hindeutete. Richard nickte zustimmend mit dem Kopfe und folgte bald dem ehrwürdigen Diener Gottes. Was sich da zutrug, können wir nicht wissen, denn das Geheimnis der hl. Beicht ist unverleßlich. Als beide sich erhoben, sah man auf eines Jeden Antlitze Spuren von Tränen.

Richard kniete am Altare der seligsten Jungfrau und betete. Bald wurde die Kirchentüre verstohlen geöffnet und seine Kameraden lugten hinein. Als sie ihn erspäht, trat der Berwegenste an ihn heran. Richard stand auf, folgte ihm hinaus und sprach: „Nur eines habe ich euch zu sagen, das ist, euch zu danken, daß ihr mich an diesen Ort beschieden. Lebt wohl!“ — Gleich war er wieder in der Kirche im Gebet versunken. Am folgenden Tage empfing er die hl. Kommunion. Einige Monate später trat er in den Franziskanerorden und bemühte sich, durch ein strenges Büsserleben einigermaßen für seine Sünden genuzutun.

Zwei Mütter hatten vom Himmel den irrenden Sohn bewacht. Vor allem aber Preis und Ehre der göttlichen Mutter Maria, die sich so ihrer Kinder erbarmt.

\* \* \*

**Ein Teufelsfest.** Ein Missionär in Urundi schreibt: Schon ganz früh spüren wir heute morgen drüben auf den Hügeln eine riesige Volksmenge, die singend, tanzend und schreiend das neue Boot nach dem Ruwuu transportieren. Um 9 Uhr kommen sie damit an den Fluß.

Wir treten auch einmal aus unserem Zelte, um Zeuge zu sein von diesem Feste, denn die Warundi aus dem ganzen Umkreis beteiligen sich daran. Alt und jung, Männer und Weiber, nichts fehlt. Es fällt uns gleich auf, daß dieses Fest als ein religiöses gefeiert werden soll. Unsere Gegenwart scheint die Leute nicht im Geringsten zu hindern, denn in dieser Hinsicht haben die Leute gar keine Scham.

In christlichen Ländern wird ein Schiff, das zum erstenmal ins Wasser gelassen wird, „getauft.“ Es wundert uns durchaus nicht, daß auch unsere Warundi ihr Boot „taufen“, allein hier handelt es sich

um eine satanische Taufe. Überall und zu aller Zeit hat der Teufel die Werke Gottes nachäffen wollen. Es sind wirklich nicht bloß die Freimaurer in Europa, die alles, was dem Katholiken heilig ist, besudeln und auf teuflische Weise verspotten. Unsere Warundi verstehen diese gotteslästerliche Kunst gleich gut, allein mit dem großen Unterschiede, daß sie — in der Voraussetzung, daß sie nie etwas von den katholischen Zeremonien und Gebräuchen gekannt haben — dies alles direkt vom Satan selbst erlernt oder vielmehr, daß sie es von ihren teuflatanbetenden Vorfahren ererbt haben.

Aber kehren wir zum „Feste“ zurück. Erst also finden die „religiösen“ Feierlichkeiten statt, dann folgen die Vergnügen und endlich wird alles beschlossen mit einem Ball, ganz wie in den „gebildeten“ Ländern.

Bevor das Boot ins Wasser gelegt werden sollte, wurde es gehörig eingeseget mit heidnischem Weihwasser, d. h. Wasser, welches die Zauberer unter Anrufung der Geister, namentlich der Wassernymphen, und dem Aussprechen geheimnisvoller Formeln — mit Beimischung schmutzigen Zeugens — zum Teufelswasser geweiht haben.

Zunächst wurde das Boot eingesalbt mit einer Mischung roter Erde und dem Saft einer gewissen Pflanze, welche Salbe gleichfalls durch Zaubersprüche und unter Anrufung des Teufels in eine wahre Teufelsalbe umgewandelt worden war.

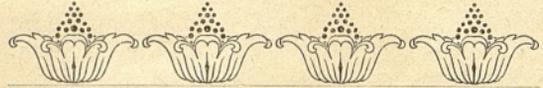
Nicht nur das Boot, sondern auch die Umstehenden oder vielmehr die Offizianten und andere, die diesen Wunsch äußern, werden darauf mit dem erwähnten Schmutzwasser besprengt und mit der Teufelsalbe gezeichnet auf Stirn, Schultern und noch an anderen Stellen, wo nur der Teufel salben lassen kann.

Was uns besonders überraschte, war dies, daß jede Salbung geschah in Kreuzform, natürlich nicht in der Form unseres Kreuzes, des Zeichens der Er-

lösung, sondern in der des gnostischen Kreuzes, d. h. des ägyptischen Tau, das den Freimaurern so gut bekannt ist: dieses Zeichen ist das wahre Zeichen des Satans; das des Antichristen, von dem in der Apokalypse Erwähnung geschieht, wird gewiß kein anderes sein.

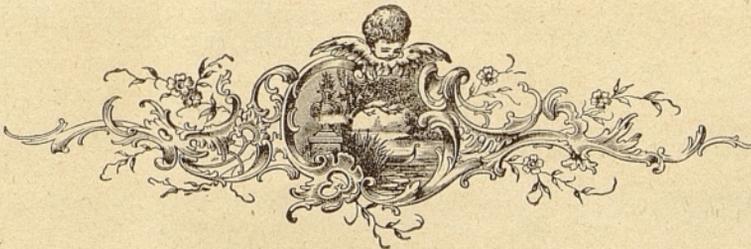
Ich sage, daß diese Kreuzform uns überraschte und dennoch würde es uns in Wahrheit mehr überrascht haben, wenn wir dieses Zeichen in Afrika, namentlich in Urundi, nicht gefunden hätten. Es ist ja eine allgemein bekannte und von allen Statistiken bestätigte Tatsache, daß der Antikatholizismus stets mehr Anhänger hatte und noch hat als der allein beseligende Glaube. Traurig, aber wahr!

\* \* \*



## Eine Bitte

Hätte ich an die hochwürdigen Herren Kapläne, Kooperatoren, Pfarrer u. c., denen einige Werke von irgend einem Kirchenvater die Bibliothek überfüllen, und die vielleicht doch selten Zeit haben, sie zu benützen! O! wenn die «Summa Theologica Sancti Thomae» — — Wir arme Patres hier haben in unserem Bibliothekchen nicht ein einziges Exemplar von solchen Büchern und sie wären uns doch so notwendig! Wenn sie auch schon ziemlich alt und abgenützt sein sollten; macht nichts! Immo, um so besser! Um so ehrwürdiger sind sie und geben ihren Spendern ein umso löblicheres Zeugnis! Schon im Voraus meinen besten Dank und herzliches „Vergelt's Gott!“



## Gebetserhörungen und Empfehlungen.

\* Aus Kirchbach. Vor zehn Tagen wandte ich mich im vollsten Vertrauen an Euch mit der Bitte, für mich zum hhl. Herzen Jesu und zur unbefleckten Jungfrau Maria beten zu wollen und in kaum zu glaubender Weise wurde das Gebet erhört. Schon seit drei Jahren fehlte in meiner Familie der Frieden und nun ist alles anders geworden. — Ich bitte Sie daher, für diese Gebetserhörungen dem hhl. Herzen Jesu und Mariä zu danken und mich und meine Familie deren Schutz anzuempfehlen.

\* Brigen. In einem sehr schweren inneren Leiden, das von körperlichen Leiden begleitet war, habe ich mich vertrauensvoll an das göttliche Herz Jesu gewendet und im Falle der Erhörung Veröffentlichung versprochen. Und das göttliche Herz Jesu hat Hilfe für Leib und Seele gesendet. Gerührten Herzens bekenne ich hiemit, daß es an mir Barmherzigkeit auf bewunderungswürdige Weise geübt hat. Möchten doch alle stets zu diesem liebevollen, göttlichen Herzen ihre Zuflucht nehmen! Ganz sicher würden sie bekennen müssen: Das Herz Jesu ist das beste aller Vaterherzen! M. S.

\* Ebenfalls dankt ein junger Mann besonders der lieben Gottesmutter Maria, daß sie ihm so augenscheinlich in mehreren Seelenanliegen geholfen hat. Wären nicht gewisse Gründe vorhanden, die es ihm unmöglich machen, so würde er selbst die Güte und Barmherzigkeit seiner himmlischen Wohltäterin vor aller Welt verkünden!

\* Bad Froy. Ich versprach dem hhl. Herzen Jesu, fortan verschiedene Andachtsübungen zu seiner Ehre verrichten zu wollen, wenn mir ein gewisses Anliegen glücken würde. Ich fand bald Erhörung und zwar über alles Erwarten! Dafür sei ihm ewig Dank gesagt! Wenn Sie es für gut halten, so bin ich ganz damit einverstanden, daß Sie diese Zeilen veröffentlichen. N. N.

\* \* \*

\* Eine Wohltäterin unseres Missionshauses empfiehlt sich in einem gewissen Anliegen in unser Gebet und das unserer Abonnenten. \* Aus Innsbruck empfiehlt jemand seinen Sohn dem hhl. Herzen Jesu und der unbefleckten Jungfrau, auf daß er von seinen Irrwegen wieder zurückkehre.

\* N. N. aus Heiligkreuz bittet, seiner am Herz Jesu-Altare eingedenk sein zu wollen. \* Möchte so gerne in ein Kloster gehen, aber immer wieder stellen sich mir so viele Hindernisse entgegen. Empfehlen Sie doch, bitte, mein Anliegen auch einmal am Herz Jesu-Altare. Wenn ich erhört worden bin, werde ich es Ihnen sogleich mitteilen. \* Frau Maria Fuszla aus Trenese-Depliez empfiehlt dem hhl. Herzen Jesu einen Kranken. \* Bitte etwas für mich am Herz Jesu- und Marienaltare beten zu wollen. Jos. Dbl., St. Ulrich. \* Ich habe ein großes, inneres Leiden; bitte mich dem hhl. Herzen Jesu anempfehlen zu wollen! \* Eine Dienstmagd, die krank ist, wird ebenfalls warm empfohlen.

\* Noch eine Dienstmagd in St. Florian (Oberösterreich), die schon seit langer Zeit krank ist, empfiehlt sich unserem Gebete an den Gnadenaltären.

\* Aus Villnöb empfiehlt sich jemand dem unbefleckten Herzen Mariä in einem inneren Leiden, das ihn schwer drückt. \* Bin schon seit vielen Jahren krank. Sollten Sie mir vom hhl. Herzen Jesu die Gesundheit erslehen, so würde ich es veröffentlichen lassen und mich auch Ihnen dankbar erweisen! \* Aus Innsbruck empfiehlt sich jemand in mehreren wichtigen Anliegen. \* Aus Tirol. Mein Bruder ist auf Irrwege gekommen; bitte, doch recht inständig für ihn beten zu wollen!

\* Ein Anderer hat mehrere Familienangelegenheiten, die er auch dem hhl. Herzen Jesu und Mariä anempfiehlt. \* N. N. aus Lienz hat ein großes Seelenanliegen und wünscht auch, in unser Gebet eingeschlossen zu werden.

